

DIE WELTWOCHEN



Alice Weidel: Mein Leben, meine Familie, meine Politik

Die AfD-Fraktionschefin im grossen Gespräch. *Von Rico Bandle und Roger Köppel*

Wie links ist Google?

Das schlagseitige Weltbild des Tech-Giganten. *Von Florian Schwab*

Wettbewerbshüter gegen Wettbewerb

Bundesbehörden verhelfen Bundesbetrieb zu Monopolstellung. *Von Philipp Gut*



Fluss und Genuss im Süden Frankreichs

TOP
Qualität
&
Preis



Jetzt Vorabkatalog
2020 bestellen!



NEU Lyon–Arles–Avignon–Lyon mit luxuriöser MS Thurgau Rhône*****

- 1. Tag Lausanne–Lyon** Individuelle Anreise zum Bahnhof Lausanne. Bustransfer um 14.00 Uhr nach Lyon (Abreisen Dezember: Abfahrt um 13.00 Uhr mit Halt in Anancy, Möglichkeit zum Besuch des Weihnachtsmarktes). Einschiffung und Kabinenbezug. Um 21.00 Uhr heisst es «Leinen los!». Die Fahrt Rhône abwärts beginnt.
- 2. Tag Viviers** Geniessen Sie am Morgen die Annehmlichkeiten an Bord bis zur Ankunft in Viviers. Rundgang⁽¹⁾ durch die alte Bischofsstadt mit privatem Orgelkonzert. Weiterfahrt während dem Abendessen.
- 3. Tag Arles–Avignon** Rundgang⁽¹⁾ durch Arles, wo Sie viel über die Stadt und ihren berühmtesten Einwohner Vincent van Gogh erfahren. In Avignon Rundgang⁽¹⁾ durch die UNESCO-Weltkulturerbe-Stadt mit Papstpalast und der berühmten Brücke «Pont d'Avignon». Weinverkostung im Carré du Palais. (Abreisen Dezember: Möglichkeit zum Besuch des Weihnachtsmarktes).
- 4. Tag Avignon (–Carpentras)–Tournon** Fröhlichmorgens Weiterfahrt und kurzer Halt in Châteauneuf-du-Pape. Ausflug⁽¹⁾ in Carpentras mit Rundgang, Trüffel- und Weinverkostung. Der Ausflug endet in St-Etienne-des-Sorts. Nachmittags Schifffahrt vorbei an idyllischen Landschaften. Ankunft in Tournon um Mitternacht.
- 5. Tag Tournon–Lyon** Fahrt nach Lyon und Rundfahrt/-gang⁽¹⁾. Besuch des bezaubernden Markts «Les Halles Paul Bocuse» im Zentrum der Stadt.
- 6. Tag Lyon–Lausanne** Ausschiffung und Busfahrt zum Bahnhof Lausanne. Individuelle Heimreise.

MS Thurgau Rhône*****

Das 2004 gebaute Schiff bietet Platz für 154 Personen. Alle 69 Doppelkabinen (ca. 14 m²) und 7 Mini Suiten (ca. 16 m²) sind aussen liegend, stilvoll eingerichtet und mit Dusche/WC, Föhn, TV, Minibar, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage ausgestattet. Die Kabinen verfügen auf dem Mittel- und Oberdeck über einen französischen Balkon, auf dem Hauptdeck über kleinere, nicht zu öffnende Fenster. Zur Bordausstattung gehören gemütliches Restaurant, Salon mit Tanzfläche, Panorama-Bar, Lido-Bar und Boutique. Ruhe und Entspannung bietet der attraktive Wellnessbereich mit Sauna, Whirlpool, Dampfbad und Solarium. Auf dem Sonnendeck mit Whirlpool und Putting Green laden gemütliche Liegestühle zum Verweilen ein. Lift zwischen Mittel- und Oberdeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Nur noch wenige Restplätze auf der Reise!

Lyon–Mâcon–Arles–Avignon–Lyon

8 Tage ab Fr. 1290.– (Nach Rabattabzug)

Reisedaten 2019 **Es het solangs het Rabatt**

09.10.–16.10. **300** 23.10.–30.10. **500**

16.10.–23.10. **400**

Ab-Preis, günstigste Kategorie in Nebensaison
inkl. Vollpension an Bord. Weitere Details im Internet
oder verlangen Sie den Prospekt.



Pont d'Avignon und Papstpalast, Avignon



Arles



2-Bettkabine Mittel- und Oberdeck (ca. 14 m²) mit franz. Balkon



Panorama-Salon



Restaurant

6 Tage ab Fr. 690.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

Reisedaten 2019 **Es het solangs het Rabatt**

30.10.–04.11. **400** 09.12.–14.12. **300**⁽⁸⁾

04.11.–09.11. **400** 14.12.–19.12. **400**⁽⁸⁾

04.12.–09.12. **200**⁽⁷⁾⁽⁸⁾ 21.12.–26.12. **300**⁽⁸⁾

⁽⁷⁾ Fête des Lumières in Lyon

⁽⁸⁾ Abfahrt in Lausanne um 13.00 Uhr und Halt in Anancy mit Besuch des Weihnachtsmarktes

Unsere Leistungen

Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie, Vollpension an Bord, Bustransfer Lausanne–Lyon v.v., alle Schleusen- und Hafengebühren, Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

| | |
|--|------|
| 2-Bettkabine Hauptdeck | 1090 |
| Mini Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾ | 1190 |
| 2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon | 1290 |
| 2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon | 1390 |
| Mini Suite Mitteldeck, franz. Balkon ⁽⁵⁾ | 1490 |
| 2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon | 1590 |
| Mini Suite Oberdeck hinten, franz. Balkon ⁽⁵⁾ | 1690 |
| Mini Suite Oberdeck vorne, franz. Balkon ⁽⁵⁾ | 1790 |
| Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck | 290 |
| Zuschlag Alleinbenutzung Mitteldeck | 490 |
| Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck | 590 |
| Ausflugspaket (5 Ausflüge) | 190 |
| Annulations- und Assistance-Versicherung | 49 |



Bunte Häuser entlang des Saône-Ufers, Lyon

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: Scylla AG

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch



Verschwörung lag in der Luft: Premier Boris Johnson mit Parteifreund Jacob Rees-Mogg, Berater Dominic Cummings, Partnerin Carrie Symonds.

Sie sei gerade in ihrer «Haushaltswoche», sagte eine gutgelaunte Alice Weidel, als sie in einem Landgasthof im Kanton Schwyz zum Gespräch mit Roger Köppel und Rico Bandle eintraf. Die Co-Vorsitzende der AfD-Fraktion im Deutschen Bundestag hatte frei von der Politik und konnte sich ein paar Tage ganz ihrer Familie widmen. Wirklich entspannend war dies für sie aber nicht. Einige Tage zuvor hatte der *Blick* ihren Wohnort öffentlich gemacht, in der Folge trafen Drohbriefe ein, die Polizei musste eingeschaltet werden. Weidel, die in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung lebt und zwei Kinder grosszieht, hat bislang kaum etwas über ihr Privatleben preisgegeben. Erstmals erzählt sie nun, wie sie damit zurechtkommt, eine der meistangefindeten Politikerinnen Deutschlands zu sein, und wie dies ihre Familie tangiert. **Seite 16**

Ronja Jansen heisst die neue Chefin der Schweizer Jungsozialisten. Sie übernimmt das Amt von Tamara Funicello, die mit aufsehenerregenden Aktionen (BH-Verbrennung) und steilen Aussagen («079», der Sommerhit von 2018, sei sexistisch) die Journalisten bei Laune hielt. Medienlieblinge waren auch Cédric Wermuth und Fabian Molina. Sie nutzten das Juso-Präsidium als Sprungbrett für den Nationalrat. Wenn Jansen auch nur halb so viele Schlagzeilen provoziert wie ihre Vorgänger, wird sie bald national bekannt sein. Die *Weltwoche* hat Jansen in Bern getroffen, um sich mit ihr über den Sozialismus zu unterhalten. Nach dem Gespräch, auf dem Weg zum Bahnhof, trat unvermittelt eine Frau auf sie zu: «Ich wünsche dir alles Gute.» Jansen reagierte überrascht: «Das ist das erste Mal, das mich jemand auf der Strasse erkennt.» **Seite 32**

Verschwörung lag in der Luft, als Urs Gehriger letzte Woche das Parlament in Westminster be-

suchte. Eben hatte eine Revolte in der eigenen Partei Boris Johnson der Regierungsmehrheit beraubt. Nun ging die Opposition ans Werk, um den Premier zu Fall zu bringen. Auf Einladung eines mit ihm bekannten Lords bewegte sich Gehriger unter rhetorischen Scharfschützen und adligen Fallenstellern und kommt zum Schluss: Die Wiege der parlamentarischen Demokratie in Westminster ist zur Farce geworden. Der Einzige, der den Volkswillen umzusetzen bereit ist, ist Boris Johnson. **Seite 12**

Donald Trump sagt es schon lange, und in rechten Internetforen gilt es als Tatsache: Internetgigant Google setzt seine geballte Macht für eine politisch linke Agenda ein. Was ist dran an der Theorie? Mit einer Portion Skepsis machte sich Florian Schwab an die Untersuchung. Er trug die neuesten Fakten und Erkenntnisse zusammen. Zum Realitätscheck aktivierte er Drähte nach Kalifornien, unter anderem zu dem in Stanford forschenden Starhistoriker Niall Ferguson. Er erreichte ihn kurz vor dessen Abflug von San Francisco nach New York. **Seite 40**

Vor zwanzig Jahren debütierte Ildikó von Kürthy mit «Mondscheintarif». Mit ihrem neuem Roman ist der Bestsellerautorin wieder ein Coup gelungen: «Es wird Zeit» stieg in der ersten Woche in der *Spiegel*-Bestsellerliste direkt auf Platz zwei ein. «Das ist mir noch nie gelungen», sagte von Kürthy sehr glücklich zu Claudia Schumacher, als diese sie in ihrer Hamburger Stadtvilla besuchte. Im neuen Buch geht es um die weibliche Middlebenskrise. Der Humor ist der alte geblieben – die Themen sind ernster geworden. Doch wie immer bei von Kürthy darf die Leserin auch diesmal mit einem Happy End rechnen. **Seite 50**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana,
Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggeli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

The Breitling Surfer Squad
Sally Fitzgibbons
Kelly Slater
Stephanie Gilmore



AIR
LAND
SEA
SUPEROCEAN



BREITLING
1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

Was heisst rechtsextrem?

Sinn und Unsinn eines Adjektivs.
Von Roger Köppel

So viele Rechtsextreme gab es noch nie. Salvini ist rechtsextrem, Orbán ist es, Trump sowieso, Österreichs FPÖ, möglicherweise sogar Ex-Kanzler Sebastian Kurz, selbstverständlich die SVP oder wenigstens Teile davon, Le Pens Rassemblement national und, auf jeden Fall, keinen Zweifel, die Alternative für Deutschland (AfD), also jene Partei, die sich für die Einführung der direkten Demokratie in Deutschland einsetzt. Noch nicht ganz einig sind sich die medialen Rechtsextremismus-Experten bei Grossbritanniens Premier Boris Johnson. Er ist noch auf Bewährung, unter Beobachtung. Deshalb wird er lauend als «radikaler Volkstribun» bezeichnet.

Wer heute «rechtsextrem» sagt, will die gemeinten Politiker und Parteien mit den Verbrechen der Nationalsozialisten beschmutzen. Er stellt sie in eine Reihe mit den Horden Hitlers, die den Planeten mit Krieg, Völkermord und monströsen Untaten überzogen haben. Der «Rechtsextremismus» Hitlers war eine gewalttätige, antibürgerliche, antidemokratische und rassistische Form des Sozialismus, also eigentlich links, gegen die Marktwirtschaft und die Freiheitsrechte gerichtet. Anders als die internationalen roten Sozialisten jedoch setzte Hitlers brauner Sozialismus auf die homogene «Volksgemeinschaft», die Staatszugehörigkeit und Bürgerrechte, sofern man davon überhaupt sprechen konnte, auf Blut, Boden und Abstammung abstellte.

Als Hitler von konservativen, rechten Politikern als Verzweiflungswaffe gegen den Marxismus Moskaus an die Macht gehoben wurde, war in Deutschland, war in Europa keineswegs klar, welcher Staatsform die Zukunft gehören würde. Die polarisierenden Debatten zwischen Rechten, Bürgerlichen und Linken waren Verfassungsdebatten, Diskussionen über die Staatsform. Im Unterschied zur Schweiz, die trotz autoritären Versuchen an ihrem freiheitlichen demokratischen Rechtsstaat festhielt, waren in Deutschland auf der rechten Seite bald die Stimmen in der Überzahl, die den Liberalismus und die Demokratie durch einen korporatistischen Führerstaat ersetzen wollten. Es ging damals also nicht um Fragen wie Vaterschaftsurlaub oder das richtige Rezept gegen den Asylmissbrauch, sondern um Grundausrichtungen der Staatsform und der Entscheidungsfindung in der Politik.

Dieser kleine historische Exkurs macht deutlich, dass die charaktermordende Anspielung auf die damaligen Zeiten, die mit dem Adjektiv «rechtsextrem» bis heute von links immer wieder versucht wird, in die Irre geht. Orbán, Salvini, Trump, Kaczynski in Polen und selbst Marine Le Pen sind keine Rechtsextremen in diesem historisch belasteten Sinn. Sie wollen weder die Demokratie abschaffen, noch streben sie eine «homogene Volksgemeinschaft» an, höchstensfalls restriktivere Regelungen der Einwanderung. Auch in Deutschland ist die Panikmache verfehlt. Ein Politiker, der ernsthaft in die Hitlerzeit zurückwollte, würde in Wahlen einen Stimmenanteil erzielen, der nicht einmal mit dem Elektronenmikroskop zu erkennen wäre. Es ist nicht nur eine Verleumdung der Deutschen, sondern auch eine Verharmlosung der Nazis, wenn man den heutigen Bewohnern der Bundesrepublik unterstellt, sie hätten relevante Sympathien für Politiker, die das schändlichste Kapitel der deutschen Geschichte nochmals aufschlagen möchten.

Klar gibt es in Europa heute rechtsextreme Parteien. Dazu gehören Jobbik in Ungarn oder die postfaschistischen Fratelli d'Italia. Andere Parteien haben rechtsextreme Hintergründe, sind mittlerweile aber durch Häutungen entgiftet, wie etwa die FPÖ, die norditalienische Lega oder die Schwedendemokraten, die sich zum Teil regelrecht gesäubert und rechtsextreme Mitglieder hinausgeworfen haben. Auch Marine Le Pens Rassemblement national ist nicht mehr die antisemitische, militaristische und offen autoritäre Partei ihres Vaters. Man sollte diesen Parteien zubilligen, was man ihren linken Pendanten ohne weiteres zubilligt: dass sie sich von der extremistischen Vergangenheit gelöst haben und

auf dem rechtsstaatlichen Boden der jeweiligen Verfassungen solide verankert sind. Es ist nicht fair, wenn man einem Politiker, der einmal Mussolini lobte, diese Entgleisung lebenslang vorwirft, während ein Linker, der wie Deutschlands Ex-Aussenminister Joschka Fischer als linker Steinewerfer einst die Polizei attackierte, zum Vorbild an Reife und Läuterung verherrlicht wird.

Die Rechtsextremismus-Keule fällt auf deren Anwender zurück. Demokratie heisst Diskussion, Auseinandersetzung, freie Rede. Mit dem Wörtchen «rechtsextrem» aber sollen Meinungen skandalisiert, Personen dis-



Nazi-Keulen überall: Briten-Premier Johnson.

kreditiert und eine breitere Öffentlichkeit von Leuten eingeschüchtert, mundtot gemacht werden, die eine andere Ansicht vertreten als die offiziell genehme. Es ist tragisch, dass viele Journalisten, die sich dauernd auf die Meinungsäusserungsfreiheit berufen, selber deren Abbau betreiben, indem sie die meisten, ja eigentlich alle rechten Politiker früher oder später mit missbräuchlichen Nazianspielungen anschwärzen. Hitler oder Mussolini hätten Freude gehabt an diesen linken Meinungsajatollahs, die jede abweichende Äusserung strafrechtlich verbieten oder durch Einschüchterung präventiv unterbinden wollen.

Der inflationäre Gebrauch des Rechtsextremismus-Vorwurfs nützt sich ab. Und vor allem ärgert er die Leute und Wähler, die sich dadurch zu Recht verunglimpft sehen. Selbst die, die sich ernsthaft Sorgen machen über eine neue gefährliche Rechte in Europa und sich dafür ein mediales Frühwarnsystem wünschen, sollten bedenken: Wer bei jeder nicht-linken Wortmeldung reflexhaft «rechtsextrem» ruft, wird nicht mehr gehört, wenn irgendwann wieder echte Rechtsextreme aufmarschieren. Vieles spricht dafür, die Begriffe abzurüsten und sich mit der Tatsache abzufinden, dass es in der Politik immer links und rechts, Streit und Auseinandersetzung geben wird, hoffentlich auf der Grundlage des pluralistischen demokratischen Rechtsstaats.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Grosses Ego: John Bercow: Seite 45



Was Frauen wollen: Woody Allen. Seite 48



«Es ist gar nicht so leicht, dem Gegenüber im Spiegel eine Haltung entgegenzubringen»

Ildikó von Kürthy: Seite 50

Titelgeschichte

- 16 **Alice Weidel** «Kinder sollten wissen, wo sie herkommen»
- 20 «**Es brodelt unter der Oberfläche**»
Alice Weidel über das Land der Mitte

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare
Die Lex Blocher ist gescheitert
- 10 Steuern Verschleiern
- 10 Schule
Politisch korrektes Schwänzen
- 11 Herodot
Kapitulation am Hindukusch
- 12 Brennpunkt der Woche
Häuserkampf zu Westminster
- 22 Mörgeli Wunderbar unbezahlbar
- 22 Bodenmann Cyber-Süssli
ist der nächste Sargnagel
- 25 Medien Lügen wie gedruckt
- 25 Die Deutschen Öko-Hysterie
- 33 Mein Lieblingsgegner Fabian Molina
über Christa Markwalder
- 44 Brief aus Berlin
Die neue Einheitspartei

Inland

- 28 Falscher Glanz Misstrauen gegenüber
Bundesanwalt Michael Lauber
- 30 Ohren auf Durchzug Debatte
über die Begrenzungsinitiative
- 32 Die neue Frau am Megaphon
Juso-Chefin Ronja Jansen
- 34 Thomas Süssli Der demnächst
höchste Schweizer Offizier

- 36 **Wettbewerbschüter gegen Wettbewerb**
Staatsnahe Betriebe bevorzugt
- 39 «Marsch fürs Läbe»
Wer hat Angst vorm schwarzen Block?

Ausland

- 40 **Wie links ist Google?**
Politische Schlagseite im Silicon Valley
- 42 «Recht auf Zensur»
Historiker Niall Ferguson
- 43 Inside Washington Im Ruhestand
- 45 John Bercow
Manöver gegen den Brexit

Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 Glyphosat
Landwirtschaft braucht Chemie
- 46 27 Millionen Tote
Essay von Sergei Garmonin
- 55 Mathematik Die schönste Zahl

Kultur & Gesellschaft

- 47 «Football Leaks 2» Eigentore
- 48 Ikone der Woche Woody Allen
- 50 Ildikó von Kürthy Besuch bei
der Bestsellerautorin
- 52 Trudi Gerster Die unbekannteste
Seite der Märchenerzählerin
- 53 Rock 'n' Roll forever
Linus Reichlins brillante Satire
- 54 Umwelt Brand-Rhetorik
- 62 Reisen Stille Tage
auf Sankt Helena
- 65 Sportwagen Fauch-Verwandtschaften

Rubriken

- 9 Im Auge Laura Kövesi
- 14 Personenkontrolle
- 15 Nachruf Robert Gabriel Mugabe
- 26 Darf man das?
- 26 Leserbrief
- 27 Fragen Sie Dr. M.
- 35 Die Bibel Ehe für alle?
- 55 Jazz Enrico Rava/Joe Lovano
- 56 Kino «Gut gegen Nordwind»
- 57 Knorrs Liste
- 57 Körzis Hollywood
Der König steht früh auf
- 58 Thiel Interne Migration
- 58 Namen
Freies Denken im Toggenburg
- 58 Fast verliebt Selbstverwirklichung
- 59 Unten durch Archie!
- 60 Wein Terre à terroir
- 60 Salz & Pfeffer
Süsse, Säure, Schärfe
- 61 Auto
Porsche Cayenne Coupé Turbo
- 66 **Tamaras Welt**
Von Würmern und SBB-Tafeln



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

COROLLA HYBRID

JETZT BIS
CHF 5'000.-
KUNDENVORTEIL



UM LÄNGEN VORAUS!

DER COROLLA IST WIEDER DA. SEINE **NEUESTE HYBRID-TECHNOLOGIE** LÄSST ANDERE ALT AUSSEHEN: **180 PS FÜR MEHR TEMPERAMENT. ÜBER 1'100 KM REICHWEITE. VIEL RESERVEN FÜR EINE REIN ELEKTRISCHE FAHRT. STECKDOSE? NICHT NÖTIG** – DIE BATTERIE LÄDT ER AUTOMATISCH. **IN POWER UND EFFIZIENZ UM LÄNGEN VORAUS!**

NEXT
LEVEL
HYBRID

180 PS LEISTUNG

ENERGIEEFFIZIENZ A

Corolla Hybrid Style, 2,0 HSD, 5-Türer, 132 kW/180 PS. Empf. Brutto-Verkaufspreis, inkl. MwSt., CHF 44'900.-, abzgl. Cash-Bonus von CHF 3'000.- = CHF 41'900.-, Ø Verbr. 3,9l/100km, CO₂ 89 g/km, En.-Eff. A. CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km. **Rechnungsbeispiel: Corolla Touring Sports Hybrid Trend**, 2,0 HSD, 5-Türer, 132 kW/180 PS. Ø Verbr. 3,9 l/100 km, CO₂ 89 g/km, En.-Eff. A. CO₂-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 21 g/km. Brutto-Verkaufspreis, inkl. MwSt., CHF 39'800.-, abzgl. Cash-Bonus von CHF 3'000.- = CHF 36'800.-, inkl. Vorteil Mehrausstattung von CHF 1'000.- inkl. Vorteil Trend Plus-Paket von CHF 1'000.- = Kundenvorteil von CHF 5'000.-. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 137 g/km. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung vom 1. September 2019 bis 31. Oktober 2019 oder bis auf Widerruf. Abbildung zeigt aufpreispflichtige Optionen.

Wir bauen Brücken

zwischen der Schweiz und China
zusammen mit unseren Kunden
für die Schweizer Wirtschaft und den Schweizer Finanzplatz

▼
Seit 2016 ist die China Construction Bank in der Schweiz tätig. Im Auftrag der People's Bank of China betreiben wir den Renminbi Hub und schaffen einen direkten Zugang zur chinesischen Währung und Wirtschaft.

▼
Mit international tätigen Schweizer Unternehmen teilen wir unser Know-how und begleiten sie bei ihrer Expansion in China an mehr als 15'000 Standorten vor Ort.

▼
Chinesische Unternehmen beraten wir bei ihren Bankgeschäften in der Schweiz.

Die Lex Blocher ist gescheitert

Von Christoph Mörgele — Wegen Christoph Blocher wurde die Aufsicht über die Bundesanwaltschaft umgewälzt. Jetzt beklagen die damaligen Politisierer der Strafverfolgung, diese sei politisiert.



Aufgebläht: Ex-Bundesanwalt Roschacher.

Für die Bürgerinnen und Bürger bedeuten nicht geführte Staatsanwälte höchste Gefahr. Denn sie haben die Macht, Verdächtige zu verhaften, einzusperren, anzuklagen und über viele Jahre der öffentlichen Verfemung auszusetzen. Im Rahmen der Justizreform unter Bundesrätin Ruth Metzler (CVP) wurde die Bundesanwaltschaft personell enorm aufgebläht und der doppelten Kontrolle von Bundesgericht und Bundesrat unterstellt. Der damalige Bundesanwalt Valentin Roschacher (CVP) nützte diese Situation weidlich aus, um seine beiden Aufsichtsinstanzen gegeneinander auszuspielen und sich so der Führung zu entziehen.

So kam es, dass Roschacher den zweieinhalbmal lebenslänglich verurteilten Drogenkriminellen und Mörder Ramos aus den USA importierte und ihn auf unbescholtene Schweizer Bankiers ansetzte. Als dieser Skandal im Fall von Oskar Holenweger platzte und der Bundesanwalt für Justizminister Christoph Blocher (SVP) unerreichbar blieb, musste Roschacher zurücktreten. Aus rein politischen Gründen vereinigten sich in der Folge alle anderen Parteien gegen den SVP-Bundesrat. Was anschliessend an Personal geopfert und in Untersuchungen gesteckt wurde, nur um Roschacher zu decken und Blocher ein Komplott zu unterstellen, geht in die Millionenhöhe.

Blocher hat die doppelte Aufsicht über die Bundesanwaltschaft schon in seiner Amtszeit verschiedentlich kritisiert («Niemand kann zweien Herren dienen»). Noch an seiner letzten Bundesratssitzung stellte er den Antrag, es sei die alleinige Aufsicht über die Bundesanwaltschaft wieder dem Bundesrat zu übertragen. Denn der Bundesanwalt sei nicht Teil der Justiz, sondern als Strafverfolger Teil der Exekutive. Niemand konnte dem abgewählten Blocher jetzt noch unterstellen, es gehe ihm um persönliche Machtausweitung. Dennoch stimmte nun erstmals eine Mehrheit im Siebnergremium gegen die Alleinunterstellung der Bundesanwaltschaft unter den Bundesrat.

Parlamentarische Missgeburt

2009 bastelte das Parlament unter dem Namen «Strafbehördenorganisationsgesetz» eine eigentliche «Lex Blocher». Nur keine Führung durch den Justizminister, hiess die Devise. Das Konstrukt sah vor, dass der Bundesanwalt vom Parlament gewählt, aber von einer separaten siebenköpfigen Behörde beaufsichtigt werden soll. Daniel Jositsch sagte damals im Nationalrat: «Eine Strafverfolgungsbehörde, die nicht unabhängig ist, die eben zum Beispiel von der Exekutive missbraucht werden kann, ist quasi das Kennzeichen eines nichtfunktionierenden Rechtsstaates und zeichnet jeden Missbrauchsstaat und jede Diktatur fast definitionsgemäss aus.» Heut sagt derselbe Jositsch: «Wir haben nun den vierten Bundesanwalt, der an seiner Aufgabe zu scheitern droht. Das zeigt, dass es nicht nur um die Person geht, sondern ums System.»

Auch jene Medien, die 2007 Blochers Abwahl freudig-erregt kommentierten, wollen heute zum System Blocher zurück. Das Parlament sei die falsche Wahlbehörde für das Amt des Bundesanwalts. Denn es liege ein «Fehler im System» vor, wenn ein Bundesanwalt Wahlkampf führen und sogar eine PR-Firma für sich engagieren müsse. Erst jetzt räumen die Architekten der seinerzeit mit falschen Motiven erstellten «Lex Blocher» ein, dass sie ein windschiefes Gebäude errichtet haben. Gerade noch rechtzeitig, damit niemand vom plötzlichen Einsturz überrascht wird.

Mehr zum Thema auf Seite 28:
Zweifel an Bundesanwalt Michael Lauber

Bakschisch



Laura Kövesi, 18 Prozesse am Hals.

Kann eine Frau mit achtzehn Strafverfahren am eigenen Hals die neue Generalstaatsanwältin der EU werden? Die Rumänin Laura Kövesi, 46, ist diese (übrigens: einzige) Kandidatin. Sie zog im eigenen Land die Feindschaft der Mächtigen und Bestechlichen auf sich als Drachentöterin des Unausrottbaren. Im Rumänischen soll es dreissig Wörter für Schmiergeld geben. Die Korruptionsjägerin Laura Kövesi war jung und unerschrocken. Allein im Jahr 2015 sammelte sie die Skalps von: Ministerpräsident Victor Ponta, 5 Ministern, 5 Senatoren und 16 Abgeordneten, 97 Bürgermeistern und von mehr als 500 Firmenchefs und Managern. Die Urteilsquote ihrer Prozesse betrug 93 Prozent. Als die Regierung Korruption per Amnestie zum Kavaliersdelikt abmildern wollte, gingen Hunderttausende auf die Strasse, mit Erfolg. Aber Laura Kövesi wurde am 9. Juli 2018 gegen den Willen des Staatspräsidenten Klaus Johannis vom Justizminister nach fünf Jahren des Aufräumens entlassen.

Die Schlammschlachten der gelenkten Medien perlen an ihr ab. An ihr hängen bleiben faden-scheinige, zeitraubende Klagen, die Revanche-Fouls, etwa eine Ausreisesperre, als sie sich in Brüssel präsentieren sollte. Ihre Biografie erscheint makellos. Aufgewachsen in der früher ungarischen Kleinstadt Sfântu Gheorghe in Siebenbürgen als Laura Codruta Lascu. Spielerin der Basketball-Nationalmannschaft. Studium in der Provinz, in Cluj, Timisoara und Sibiu. Fünf Jahre verheiratet. Von Kind auf vertraut mit dem alltäglichen Bakschisch, das in der Besatzungszeit der Ottomanen wurzelt. In der finsternen Armut der Ceausescu-Diktatur sicherte Tauschhandel das Überleben: Eine Hand wusch die andere. So wucherte auch das Geflecht der Abhängigkeiten in der Bürokratie und im Herrschaftsapparat des Securitate-Geheimdienstes. Nach der Hinrichtung des Tyrannen transplantierten sich diese verborgenen Strukturen in den neuen Staat.

Vom sicheren Brüssel aus könnte Laura Kövesi der Classe politique auf ihrem mit EU-Fördermilliarden gepolsterten Diwan noch unbequemer ans Bakschisch gehen. Peter Hartmann

Verschleiern

Im Kanton Bern liebäugelt man mit einer Quellenbesteuerung. Fatal für die Demokratie.

Im Kanton Bern hat der Grossrat am Dienstag ja gesagt zum Vorschlag, Angestellten die Steuern direkt vom Lohn abzuziehen, dies mit 78 Ja gegen 68 Nein. Die von SP-Seite eingereichte Motion «Für einen echten Nettolohn», in der Beratung gewandelt in ein Postulat, fordert den Regierungsrat auf, einen automatisierten freiwilligen Direktabzug der direkten Steuern vom Lohn für unselbständig Erwerbstätige einzuführen und das Gesetz entsprechend anzupassen. Dieses Modell sieht also vor, dass der Fiskus von der Firma vorab und direkt steuerlich bedient wird, während die Einkommensbezüger dann lediglich den Nettolohn auf die Hand erhalten.

Harmloser Anschein

Die Verfechter der Vorlage machen geltend, mit dieser Regelung könne man den verbreiteten Problemen mit Steuerschulden vorbeugen. Im Kanton Bern gebe es jährlich 60 000 und mehr Betreibungen wegen Steuerschul-

Man bindet den Bürgern quasi eine Augenbinde um und spritzt ihnen ein Schmerzmittel.

den, was rund 200 Millionen Franken ausmache. Durch den Direktabzug der Steuern vom Lohn liessen sich Schulden, Notlagen und administrative Leerläufe wegen unbezahlter Steuern eindämmen, vieles werde vereinfacht. Zahlreiche Betroffene, so das Argument, überblickten heute nicht, welche Steuern auf sie zukämen.

Diese Argumente lassen den Vorstoss viel harmloser erscheinen, als er ist. Wenn die Steuern direkt an der Quelle beim Arbeitgeber abgezogen werden, nimmt man den Erwerbstätigen erst recht den Überblick über das, was auf sie zukommt. Man bindet ihnen quasi eine Augenbinde um und spritzt ihnen ein Schmerzmittel, so sehen und spüren sie nicht mehr genau, wie viel sie eigentlich an den Staat abführen, nach dem Motto: «Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss.» Bürger können aber nur dann verlässlich beurteilen, ob die vom Staat gebotenen Gegenleistungen angemessen sind, wenn ihnen die Höhe ihrer Steuern und Abgaben klar ist. Dass mehr als die Hälfte des Berner Grossrats mit einem Modell liebäugelt, das die Verhältnisse verschleiern soll, geht gegen die direkte Demokratie. *Beat Gygi*

Politisch korrektes Schwänzen

Von *Philipp Gut* — Offener Brief an die neue Präsidentin des Dachverbandes der Schweizer Lehrer (LCH), *Dagmar Rösler*.

Liebe Dagmar Rösler

Sie sind seit wenigen Wochen die oberste Lehrerin im Land. Ihr Wort hat deshalb Gewicht, nicht nur an den Schulen, auch in der Öffentlichkeit. Praktisch als erste Amtshandlung haben Sie dem *Blick* ein Interview gegeben, in dem Sie einige erstaunliche Aussagen machen. «Wir sollten Greta dankbar sein», meinen Sie. Die minderjährige Klimaaktivistin sei eine «starke Persönlichkeit». Ganz im Duktus einer pubertierenden Schwärmerin sagen Sie: «Ich finde es super, wie sie es macht.» Dieses Urteil sei Ihnen unbenommen. Man kann es ja durchaus so sehen, schliesslich ist der verschlossenen Schwedin ein Selbstvermarktungscoup im Weltformat geglückt. Das schafft nicht jede.

Schwerer nachzuvollziehen sind Ihre Aussagen zur Frage, ob Sie die Schweizer Schülerinnen und Schüler unterstützen, die wegen Greta jeden Freitag in der Schule fehlen: «Ich glaube, man muss unterscheiden, ob es ihnen wirklich ein Anliegen ist, immer wieder darauf hinzuweisen, dass das Klimathema noch lange nicht erledigt ist. Oder ob es nur darum geht, freizumachen.» Es gebe sicher beides, und darum verstünden Sie Schulen, «die versuchen, Richtlinien einzuführen». Zwar, rasonieren Sie, könnte man die Schülerinnen und Schüler «zum Beispiel die verpassten Lektionen nachholen lassen.



Eingemittelt im Mainstream: Dagmar Rösler.

Aber ein Verbot wäre falsch. Das wäre ein ganz schlechtes Zeichen von den Schulen.»

Mit anderen Worten: Sie sind entschieden der Ansicht, die Schulen sollten es erlauben, dass die Schülerinnen und Schüler Unterrichtsstunden, zu deren Besuch sie verpflichtet sind, fernbleiben, um politische Propaganda zu treiben. Ich nehme nicht an, dass Sie ebenso grosszügig urteilen würden, wenn es um Demonstrationen für Präsident Trump oder gegen den Rahmenvertrag der Schweiz mit der EU ginge. Irre ich mich? Sie kämen dann nämlich in einen Argumentationsnotstand: Sie müssten zwischen der herkömmlichen, also verbotenen, und einer neuen Art von Schwänzen unterscheiden, die man wohl als «politisch korrekt» zu bezeichnen hätte. Da Sie ja kaum grundsätzlich für den Missbrauch von Schulstunden zugunsten politischer Manifestationen sind, drängt sich der Schluss auf, dass Ihr Beurteilungskriterium darin liegt, ob das Anliegen hübsch eingemittelt ist im *Mainstream*.

Gleichgültige Bildungsdirektion

Dies wiederum wäre eine schlechte Lebensschule. Treten Sie als Lehrerin doch sicher mit dem Anspruch auf, die Schülerinnen und Schüler zu selbständig denkenden Persönlichkeiten auszubilden. Das Hinterfragen gängiger Lehrmeinungen und Glaubenssätze – auch im Bereich der Erderwärmung und der Wirksamkeit und Kosten möglicher «Massnahmen» – gehörte unbedingt dazu. Finden Sie nicht?

Ihr nonchalanter und – Sie verzeihen – unausgeglichener Umgang mit dem Problem scheint kein Einzelfall zu sein. Ihr Kollege Matthias Hauser, Sekundarlehrer und Kantonsrat in Zürich, wollte von der Regierung wissen, an welchen Mittelschulen wie viele Schülerinnen und Schüler an den Klimastreiktagen jeweils geschwänzt hatten. Nach mehr als drei Monaten Bearbeitungszeit antwortete der Regierungsrat, es könnten «keine Aussagen zur Beteiligung von Schülerinnen und Schülern am Klimastreik und den entsprechenden durch den Klimastreik verursachten Absenzen gemacht werden». Es scheint der Bildungsdirektion also egal zu sein, ob und wie oft die Erziehungsbefohlenen blaumachen. Nach Ihren Interviewaussagen zu schliessen, dürfte das nach Ihrem Gusto sein.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen geruhsamen Start im neuen Amt und verbleibe

mit kollegialen Grüssen, Philipp Gut, Ex-Lehrer



Herodot

Kapitulation am Hindukusch

Nach achtzehn Jahren und vielen menschlichen und finanziellen Opfern wollen die USA Afghanistan wieder den Taliban überlassen.

Attraktive junge Frauen in Minijupes schlendern durch die friedlichen Strassen Kabuls. Die kleine afghanische Mittelklasse trägt westliche Kleidung, während europäische Hippies in pseudo-afghanischer Kluft herumstolzieren. Auf dem Lande und in den ärmeren Vierteln leben die Menschen nach den jahrhundertealten Traditionen eines mystisch geprägten Islam, aber sie haben wenig Berührungängste mit den westlichen Rucksacktouristen. Ihre Gastfreundschaft ist sprichwörtlich. Das Land gilt als unberührtes Paradies und Geheimtipp.

Nein, ich spreche nicht vom heutigen Afghanistan, sondern von demjenigen meiner Jugend, zur Zeit von König Nadir Schah und seinem republikanischen Nachfolger, Mohammed Daud Khan.

Szenenwechsel: Vierzig Jahre nach dem russischen und achtzehn Jahre nach dem amerikanischen Einmarsch sind fast alle Frauen auf Kabuls Strassen verschleiert. Die Strassen leeren sich, sobald die Nacht hereinbricht. Bombenattentate sind an der Tagesordnung, die Menschen haben Angst und sind misstrauisch. Derweil kultivierte Afghanistan 2018 gemäss Uno vierzigmal mehr Opiate als im Jahr vor der US-Invasion!

Was ist in der Zwischenzeit geschehen?

Daud Khan hatte 1973 mit sowjetischer Unterstützung König Zahir Schah abgesetzt. Als er zur Sowjetunion auf Distanz ging, stürzte ihn 1978 die kommunistische Volkspartei und begann, das Land radikal und brutal zu säkularisieren. Dies führte zu breitem Widerstand. Nach achtzehn Monaten stand das kommunistische Regime vor dem Zusammenbruch, und die Sowjetunion fühlte sich an Weihnachten 1979 zur militärischen «Bruderhilfe» genötigt.

Die USA verdächtigten die Sowjets, via Afghanistan und das unruhige pakistanische Belutschistan den uralten russischen Traum vom Zugang zu einem warmen Meer realisieren zu wollen. Um sie daran zu hindern

und aus Afghanistan zu vertreiben, rekrutierten die Amerikaner islamistische Fanatiker aus der islamischen Welt, von Marokko bis Indonesien. Sie taten dies mit Hilfe ihrer saudischen Verbündeten und eines gewissen Osama Bin Laden, Erbe eines saudischen Baumagnaten. Aufmarschgebiet der vom CIA der finanzierten bunten Schar von Gotteskriegern wurde das vom islamistischen General Zia ul-Haq regierte Pakistan.

Nach knapp zehn Jahren verliessen die Sowjets Afghanistan. Der Krieg hatte neben 15 000 Sowjet-Soldaten rund zwei Millionen Afghanen das Leben gekostet und ebenso vielen die körperliche Unversehrtheit. Weitere fünf Millionen waren geflüchtet, vor allem nach Pakistan. Unter diesen Flüchtlingen rekrutierte der pakistanische Geheimdienst Schüler (Taliban), die mit saudischer Unterstützung mit einem fanatischen fundamentalistischen Islam indoktriniert und mit Geldern der CIA bewaffnet wurden.

Die Taliban trugen wenig zum Kampf gegen die Sowjets bei. Grossenteils traten sie erst nach deren Abzug auf den Plan. Mit tatkräftiger Unterstützung Pakistans und Saudi-Arabiens vertrieben sie Mitte der neunziger Jahre die Stammeskämpfer, welche die Hauptlast im Krieg gegen die Sowjetunion getragen und sich danach gegenseitig bekämpft hatten, von der Macht. Inzwischen war die Sowjetunion untergegangen, und in Zentralasien gab es neue Staaten mit reichen Bodenschätzen. Die Amerikaner planten, diese via Afghanistan statt über Russland zu exportieren; dafür brauchte es dort ein stabiles Regime. Deshalb unterstützten sie stillschweigend die Machtübernahme der Taliban und liessen ihre einstigen Verbündeten fallen.

Die Kritik an den gravierenden Menschenrechtsverletzungen der Taliban kam vor allem aus Europa. Während deren fünfjähriger Schreckensherrschaft über den grössten Teil des Landes von 1996–2001 war Frauen der Schulbesuch und das Arbeiten ausser Haus verboten. Die zahlreichen Kriegswitwen waren auf Almosen männlicher Verwandter oder die Arbeit ihrer minderjährigen Söhne angewiesen. Da das Arbeitsverbot auch für Ärztinnen galt und männ-

liche Ärzte keine fremden Frauen behandeln durften, konnten Frauen faktisch keine medizinische Hilfe erhalten. Körper- und Todesstrafen für geringfügigste Vergehen, etwa das Hören von Musik oder das Zeigen von etwas weiblicher Haut, waren an der Tagesordnung.

Mit dem von Osama Bin Laden aus Afghanistan heraus gesteuerten Angriff vorwiegend saudischer Terroristen auf das World Trade Center am 11. September 2001 fand die stillschweigende US-Unterstützung der Taliban ein jähes Ende. Es nützte nichts, dass diese unter dem Druck ihrer saudischen und pakistanischen Mentoren erhebliche Konzessionen anboten. Die USA besetzten das Land und verbündeten sich mit allerlei dubiosen Gestalten, darunter Drogenbarone. Warnungen, dass es noch keiner Macht gelungen sei, Afghanistan auf Dauer zu unterwerfen, schlugen sie in den Wind. Wie vorausgesagt, fanden die Taliban und Bin Laden in Pakistan Zuflucht und kämpften sich von dort zurück nach Afghanistan. Das offiziell mit den USA verbündete Pakistan liess sich derweil von diesen fürstlich für seine Dienste als Nachschubroute entschädigen.

Nun sind die USA mürbe und bereit, Afghanistan und seine Menschen erneut den Taliban auszuhändigen. Nach knapp 2500 getöteten Amerikanern und mindestens dem Fünffachfachen an afghanischen Opfern sowie 500 Milliarden US-Dollar an Kriegsausgaben will Donald Trump nur noch raus, auf jeden Fall vor den Präsidentschaftswahlen. Das Vertragswerk, das der aus Afghanistan stammende US-Diplomat Zalmay Khalilzad in Katar hinter dem Rücken der gewählten afghanischen Regierung aushandelte, gleicht einer Kapitulation. Die USA sollen das Land binnen eines Jahres ver- und die Afghanen ihrem ziemlich gewissen Schicksal überlassen, genau wie seinerzeit die Kambodschaner und Südvietsamen oder kürzlich die Kurden in Syrien. Einzige «Gegenleistung» ist das Versprechen der Taliban, keine gegen den Westen gerichteten Terroristen mehr zu beherbergen. Dies hatten sie erfolglos auch schon 2001 vor der US-Invasion angeboten!

Präsident Trump hat zwar per Twitter die Gespräche bis auf weiteres abgebrochen, aber gemäss BBC nicht, wie behauptet, wegen eines Bombenanschlags, bei welchem ein US-Soldat ums Leben kam, sondern weil die Taliban nicht zum Fototermin mit ihm nach Camp David reisen wollten.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.



«Keine Sympathie für die Weicheier»: Boris Johnson belagert von Gegnern während der Brexit-Debatte im britischen Unterhaus.

Brennpunkt der Woche

Häuserkampf zu Westminster

Von Urs Gehrig — Die Brexit-Gegner haben Boris Johnson mit Revolten, Tricks und Finten zurückgebunden. Hat der ungestüme Premier noch ein Ass im Ärmel, um den Volkswillen umzusetzen? Impressionen aus dem Haus der Fallensteller und Heckenschützen.

Die Einladung las sich wie eine Kampfansage: «Komm rüber zum Essen, heute Abend planen wir die Gegenrevolte», stand im E-Mail eines Bekannten aus London, das mich letzte Woche erreichte. Nicht in ein hipbes Restaurant im East End hatte er geladen, sondern in das House of Lords zu Westminster. Schliesslich ist der Bekannte kein kommuner Brite, vielmehr ein konservatives Mitglied jener Gilde auf Lebenszeit ernannter Adliger, die den Politbetrieb im Königreich mit über Jahrhunderte eingespielten Ritualen auf museale Weise bereichern.

Lord Eaglestail* ist ausser sich. Und wie meistens, wenn ein Brite ausser sich ist, manifestiert sich dies in einem gesteigerten Mass an Zynismus, während er äusserlich Haltung bewahrt. «Quite extraordinarily, indeed» sei die Zeit, die sein Land durchlebe.

Der britische Premierminister Boris Johnson hat eben seine «darkest hour» erlebt. Eine Revolte in den eigenen Reihen beraubte ihn seiner Regierungsmehrheit, derweil die Opposition unter dem marxistischen Labour-Leader Jeremy Corbyn dem Premier mit Finten und Tricks Steine in den Weg legte, um Britanniens Austritt aus der EU zu blockieren.

Brüssel mauert

Von «Stalingrad» und «Häuserkampf» ist unter den Abgeordneten die Rede, als wir am Mittwochabend in die Wiege der parlamentarischen Demokratie eintreten. Johnson erleidet abermals eine knallende Niederlage. Das Unterhaus verabschiedet ein Gesetz, das den Premier zwingt, in Brüssel um eine weitere Verlängerung in den Brexit-Verhandlungen zu betteln. Johnson zeigt sich ungestüm.

Lieber sterbe er im Schützengraben, als nach Brüssel zu kriechen.

Man kann es ihm nicht verübeln. Im Mai 2016 hatte das Volk gesprochen: Raus aus der EU! Drei Jahre liess das Parlament mit endlosen Reden verstreichen, ohne den Willen des Souveräns umzusetzen. Wozu also soll eine erneute Verhandlungsverlängerung gut sein? Brüssel mauert. Aus Angst, weitere EU-Mitglieder könnten den Exit planen, wird an Grossbritannien ein Exempel statuiert. Wer noch an einen Deal glaubt, der den Namen «Brexit» verdient, lebt in Nimmerland.

Lord Eaglestail bestellt Champagner an der Hausbar. Auf dem Cocktaillisch liegt ein Papier: «House of Lords Business No. 340». Er und seine Brexit-Anhänger haben eine Flut von 86 Anträgen eingereicht. Mit Dauerreden wollen sie im Oberhaus das Verlängerungs-

gesetz stoppen. Filibuster nennt sich das in der Fachsprache. «Es ist nicht unsere Art», sagt der Lord halb entschuldigend. «Wir sind hier bis über die Schmerzgrenze höflich miteinander.» Aber alle hätten die Dolche gezückt. Sagt's und zieht ab in die Schlacht.

In Westminster läuft selbst ein «Stalingrad» verhältnismässig gesittet ab. Im Entree hängt jeder Lord Kittel und Hut an den mit seinem Namen beschrifteten Eisenhaken. Oben im Hausrestaurant sitzen Labour- und Tory- Abgeordnete artig nebeneinander. Die weissen Servietten über den Schoss drapiert, essen sie Hackbraten mit Kartoffelstock, vorzüglich zubereitet mit einer Morchelsauce, bei einer Flasche assortiertem Wein.

Wände haben Ohren

Anfänglich hatte Johnsons jüngster Streich nach einem cleveren Schachzug ausgesehen. Mit einem Paukenschlag kündigte er Ende August an, das Parlament werde für fünf Wochen in die Zwangsferien geschickt. In Ruhe würde er so den Brexit vorbereiten können, um das Land pünktlich zum angekündigten Termin am 31. Oktober aus der EU zu führen. Die Opposition schrie Zeter und Mordio und sprach von Verschwörung. Lärm um nichts. Verfassungsrechtler bestätigen, der Premier sei befugt, diese Massnahme zu ergreifen.

Aber etwas ist schiefgelaufen. Alexander Boris de Pfeffel Johnson, der gewählt wurde, um den Brexit endlich umzusetzen, liegt gefesselt am Boden wie Gulliver auf Liliput.

Hat sich der smarte Johnson, den man unter seinen Anhängern dafür rühmt, stets fünf Züge vorausdenken, verrechnet? Der Ton wird leiser. «The wallpaper has ears.» Auf wen hört er? Stabschef Eddie Lister sei einflussreich, ein leiser Schaffer, unscheinbar und grau wie sein Anzug. Und auf Carrie Symonds, Johnsons neue Freundin. Zwar sei auch sie impulsiv, aber sie hole ihn jeweils wieder auf den Boden der Realität zurück.

Rasch kommt die Rede auf Dominic Cummings, Johnsons Chefstrategen. Wenig ist über ihn bekannt. Er meidet die Öffentlichkeit. Aber was Medien über ihn berichten, klingt schrecklich finster. Eine Art Voldemort, ein schwarzer Magier des Politzirkus, sei er. Er war der geistige Vater der «Vote Leave»-Kampagne. Er habe Johnson in den roten Doppeldeckerbus gesteckt, um mit dem Slogan «Take Back Control» für den Brexit zu weibeln. Zynisch bis ins Mark, schwöre er Johnson täglich um sechs Uhr in der Früh auf den No-Deal-Brexit-Kurs ein. Er sei es auch, der die Tory-Rebellion verschulde, weil er mit zotigen Ausfällen einen Kompromiss mit den Skeptikern vereitelt habe.

Am Tisch sitzt ein langjähriger enger Mitarbeiter von Cummings. In seinem Umfeld gebe es ein Sprichwort, das besage, Cummings sei so wertvoll, dass er in einem sicheren Tresor

aufbewahrt werden müsse. Nicht zuletzt auch deshalb, weil er rasch überall die Kontrolle übernehmen wolle. Johnson stellte jüngst in Abrede, er werde von Cummings ferngesteuert. Scherzend meinte er, jegliches schlechte Verhalten seines Chefberaters gehe auf sein eigenes (Johnsons) Konto, denn Herr Cummings sei in Wirklichkeit der Premierminister selbst mit einer «Latexmaske».

Klingeln im Haus. Aufruf zur Wahl. Die Lordschaft erhebt sich von den Tischen und setzt sich, einige mit Rollatoren ausgestattet, wie eine mechanisierte Division in Bewegung. Aus Rücksicht auf das gehobene Alter wird den Lords acht Minuten Zeit für die Stimmabgabe gewährt. Im Plenarsaal reihen sie sich in zwei Kolonnen ein, eine für die «Ayes» und eine für die «Nays». Danach geht der *talkathlon* in die nächste Runde.

Lord Eaglestail nutzt eine Pause für eine Tour durch das Gebäude. Das House of Lords ist eine Mischung aus Palast, Kirche und Salon. Königin Victorias Thron, der durch seine Winzigkeit überrascht, steht neben einem Replikat der Magna Charta. Schwindelerregend fliehen die Wände der Royal Gallery in die Höhe. Hier sprechen jeweils Staatsoberhäupter zum vereinten Parlament. 2008 zum Beispiel Nicolas Sarkozy. «Das war besonders amüsant», so Lord Eaglestail. Der kleine Bonaparte habe seine Rede ausgerechnet zwischen Gemälden zweier Niederlagen des grossen Napoleon gehalten: Trafalgar und Waterloo, dramatisch inszeniert «mit unzähligen wunderbar gemeuchelten Franzosen». Die Gemälde versprühen stillen Triumph über den Nachbarn, der die Briten bis auf den heutigen Tag – gegenwärtig in Person von Brexit-Bad-Cop Michel Barnier (Brüssels Brexit-Unterhändler) – wie ein Plagegeist heimsucht.

Ungeheuerliche Tat

22 Uhr. Die Commons im Unterhaus nebenan haben Johnson abermals eine Abfuhr erteilt. Sie haben seinen Antrag auf vorgezogene Wahlen abgelehnt. Nicht ehe er nach Brüssel gepilgert sei, um Verhandlungsaufschub gebeten habe, sei die Opposition bereit, Wahlen abzuhalten. Nun ist der Saal leer. Die Zeitungen werden eingesammelt. Neben Johnsons Sitz liegt eine Ausgabe des *Telegraph* mit dem Titel «Brexit treibt uns alle in den Wahnsinn».

Hat Johnson den Bogen überspannt mit dem Rausschmiss der 22 Rebellen aus der eigenen Partei? Die Torys-Spitze ist tief gespalten. Einige sprechen von einer «ungeheuerlichen Tat». Entschlossene Brexiteers dagegen lässt der Aufschrei kalt. «Wir Thatcher-Revolutionäre bekommen endlich unsere Partei zurück, das fühlt sich brillant an», so ein Hardliner. «Keine Sympathie für die Weicheier, die unsere Partei während dreissig Jahren als Geisel genommen haben und jetzt irrelevant sind.»

Am Wochenende setzt sich die Absetzbewegung fort. Weitere Prominente verlassen

Johnsons Kommandobrücke. Unter ihnen auch Johnsons Bruder Jo, «zerrissen zwischen Loyalität zur Familie und dem nationalen Interesse». «#overandout», twittert er. Am Dienstag um zwei Uhr in der Früh schliesslich verabschiedet sich das Parlament in die Zwangsferien.

Waffen sind gestreckt

Das Gesetz um Brexit-Verlängerung ist rechtskräftig. Johnsons Verbündete im Oberhaus um Lord Eaglestail hatten am frühen Donnerstagmorgen die Waffen gestreckt und ihren Filibuster aufgegeben. Fehlte es an Disziplin? «Das Durchschnittsalter auf unserer Seite liegt bei etwa 75 Jahren», so Lord Eaglestail kleinlaut. «Du kannst so viel Disziplin haben, wie du willst, irgendwann ruft unwiderstehlich das Bett.»

Während Westminster nun in einen fünfwöchigen Dornröschenschlaf versinkt, ist das Schicksal Britanniens so unsicher wie zuvor. Fest zu stehen scheint einzig: Bis Ende Oktober gibt es keine Neuwahlen. Und nach dem EU-Gipfel am 17./18. September muss Johnson gemäss Gesetz um eine Verlängerung bitten.

Hat Johnson noch einen Trumpf im Ärmel? Oder hatten die Skeptiker doch recht, als sie warnten, der unberechenbare Johnson werde das Land noch weiter ins Chaos steuern?

Lord Eaglestail gibt sich nachdenklich. «Man wählt nie einen *maverick* [Aussenseiter], es sei denn, man befindet sich in einer Katastrophe. Dann schliesst du die Augen, hältst dich an der Reling fest und hoffst bei Gott, dass du nicht über Bord fällst. Sobald du in ruhigere Gewässer segelst, ersetzt du ihn durch einen traditionelleren Leader. Aber in der Zwischenzeit tust du so, als hättest du alles im Griff.»

Der Sturm über Britannien wird sich nicht legen. Das werden insbesondere jene bald erfahren, die in Westminster über Johnson triumphiert haben. Die Zwangspause wird den Labour-Abgeordneten und Tory-Rebellen Gelegenheit geben, in ihre Wahlkreise zurückzukehren. Dort wird ihnen eine steife Brise ins Gesicht blasen. Jüngste Umfragen weisen für die Konservativen einen soliden Vorsprung von 10 Prozent vor Labour auf. Gemäss *@yougov* favorisieren 55 Prozent der Konservativen und 60 Prozent der Leave-Wähler einen Austritt ohne Abkommen.

In den nächsten Wochen wird Johnson alles tun, damit dieser Support noch steigt. Er wird das tun, was er besser kann als jeder seiner Gegner: Wahlkampf führen. Auch wenn noch kein Wahldatum feststeht. «Die Opposition kann sich nicht für immer vor dem Volk verstecken», rief Johnson nach verlorener Schlacht im Parlament seinen Gegnern nach.

*Name geändert. In turbulenten Zeiten wie diesen legt der Politadel Wert auf besondere Diskretion.

Mehr zum Thema auf Seite 45:
Der pompöse Abgang von John Bercow

Personenkontrolle

Sommaruga, Strahm, Rossier, O'Sullivan, Sommaruga, Fluri, Imark, Burkart, Grunder, Metzger, Funk, Bolton, Trump

Simonetta Sommaruga, Wolfschützerin, versuchte bei einer weiteren Folge der «Unendlichen Geschichte über den Wolf», die Ständeräte mit Logik zur Räson zu bringen. Diese wollen nämlich den Wolf auch in Wildtierschutzgebieten jagen. Das findet die SP-Bundesrätin nicht lustig und belehrte die Standesherren am Dienstag: Man habe diese Gebiete ausgeschieden, um eben geschützten Arten Zuflucht zu ermöglichen. Der Bundesrat sei der Meinung, dass es eine Logik der Begriffe gebe: Wenn es «Wildtierschutzgebiet» heisse, dann seien «dort die geschützten Arten eben tatsächlich geschützt». In der Praxis ist das aber etwas komplizierter. Man darf nämlich auch in solchen Gebieten zur Schadensverhütung Steinböcke schiessen – aber laut Sommaruga auf gar keinen Fall den Wolf jagen. Logisch, dass die Ständeräte der SP-Bundesrätin hier die Gefolgschaft verweigerten. (hmo)

Rudolf Strahm, SP-Rechtsausleger, schlägt wieder zu. In seiner Kolumne im *Tages-Anzeiger* schrieb er, fast im Stil eines SVP-Politikers, folgende Sätze zur europäischen Frage: «Staatssekretär **Yves Rossier** schlug 2013 vor, den Europäischen Gerichtshof (EuGH) als Schiedsinstanz einzusetzen. Die EU hatte zuvor auch den Efta-Gerichtshof als Variante ins Spiel gebracht. Doch Rossiers versteckte Agenda war auf den EU-Beitritt fixiert.» Gemäss dieser Darstellung hätte also nicht Brüssel die fremden Richter ins Spiel gebracht, sondern der damalige Schweizer Staatssekretär Rossier. Im EDA weist man dies als «absolut falsch» zurück. Tatsächlich lässt sich in einem sogenannten Non-Paper nachlesen, dass Rossier nach animierten Gesprächen mit Verhandlungspartner **David O'Sullivan** drei Varianten vorschlug. Erstens die Unterstellung unter das Efta-Gericht und die Efta-Kommission. Zweitens ein gemeinsames Schiedsgericht; dabei pochte die EU aber darauf, dass sie selbst die administrative Aufsicht habe. Und drittens schliesslich eine Variante, bei der Streitigkeiten zuerst vor den Gemischten Ausschuss kamen. Gab es dort eine Einigung, war der Fall erledigt. Wenn nicht, konnten ihn die Parteien vor den EU-Gerichtshof bringen (eben die sprichwörtlichen «fremden Richter»). Der Bundesrat wählte dann diese dritte Variante und erteilte ein entsprechendes Verhandlungsmandat. Vielleicht hätte er es ja



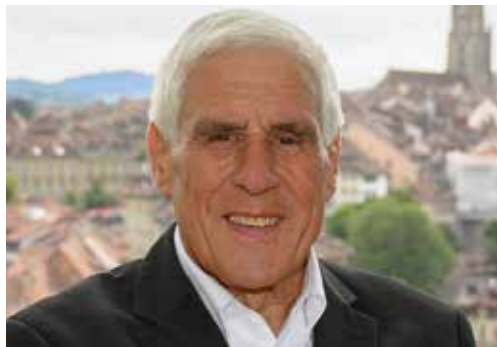
Gift und Galle: SP-Nationalrat Sommaruga.



Hitze des Gefechts: SVP-Nationalrat Imark.



Nullsummenspiel: Bakom-Chef Metzger.



Ohne Furcht und Tadel: Ökonom Strahm.



Herz für Wölfe: SP-Bundesrätin Sommaruga.

dem furchtlosen Rudolf «Ruedi» Strahm übertragen sollen. (gut)

Carlo Sommaruga, Maulheld, regt sich über steigende Mietkosten auf. Als Präsident des Mieterverbandes wäre der Genfer SP-Nationalrat eigentlich der geborene Hausbesitzer-Schreck. Tatsächlich giftet er in seiner Verbandszeitschrift gegen Immobilienfirmen, die die Mieter von Altbauwohnungen auf die Strasse werfen und die Objekte nach erfolgter Sanierung viel teurer wiedervermieten würden – sogar dann, wenn die Investoren Gelder der öffentlichen Hand bekämen. Subventionen gibt es zum Beispiel für energetische Sanierungen. Das ist eine Folge der Klimapolitik, die von Sommarugas SP forciert wird. Dass dies auch zu missbräuchlichen Mietzinserhöhungen führen kann, war im Parlament Anfang 2018 ein Thema. Merkwürdig ist bloss, dass Sommaruga damals den Vorstoss von FDP-Nationalrat **Kurt Fluri** ablehnte, mit dem dieser ungerechtfertigten Mietpreiserhöhungen den Riegel schieben wollte. (hmo)

Christian Imark, Heisssporn, redete sich am Montag bei der Debatte über Steuererleichterungen für Erdgas, Flüssiggas und biogene Treibstoffe regelrecht ins Feuer. Der Solothurner SVP-Mann regte sich darüber auf, dass die «Mitte-links-Weltverbesserungsmehrheiten», wie er die Klimapolitiker im Parlament beschrieb, ein neues Schatten-CO₂-Gesetz aufgleisen wollten. Und zwar ausgehend von einem Vorstoss von **Thierry Burkart** (FDP) für Steuererleichterungen bei Agrotreibstoffen. «Eine Selbstprofilierungsdebatte auf Kosten der Steuerzahler» sei das, polterte Imark und echauffierte sich über «unverschämte Forderungen staatsgläubiger Politiker». Die Debatte geisselte er mal als «Theater» dann als «Show» und «Schaukampf», später als «Zirkus» und obendrein als «unnötige Zeit- und Steuergeldverschwendung des Nationalrats». Seinem Nachredner, BDP-Nationalrat **Hans Grunder**, wurde von der Kapuzinerpredigt fast schwindlig. Er wisse nach diesem Intermezzo fast nicht mehr, was er sagen solle, gab der Berner Politiker zu Protokoll. (hmo)

Philipp Metzger, Steuereintreiber, ruft das Parlament auf den Plan. Es geht um die Mehrwertsteuer auf den Radio- und TV-Empfangsgebühren, die Metzgers Bundesamt für Kommunikation (Bakom) zu Unrecht erhoben hat und die den Gebührenzahlern nun zurückerstattet werden muss. Obschon die Mehrwertsteuer all die Jahre direkt oder indirekt im SRG-Gebührentopf gelandet ist, soll nicht die SRG, sondern die Steuerzahler für den Fehler aufkommen und den Gebührenzahlern, also sich selbst, die Gelder zurückerstatten – ein Umstand, der in den Spalten dieser Zeitschrift jüngst kritisiert wurde. Auch der nationalrätlichen Finanzkommission sind die Vorgänge rund um die Mehrwertsteuer-Abrechnungen des Bakom nicht geheuer. Sie beantragt der Finanzdelegation, die Eidgenössische Finanzkontrolle solle der Sache nachgehen und abklären, ob beim Bakom alles mit rechten Dingen zugegangen sei. (fon)

Marc Funk, Eisaufbereiter, amtiert als CEO bei Lonza. Kaum eine Schweizer Gemeinde ist derart abhängig von einem einzelnen Arbeitgeber wie das Walliser Städtchen Visp von Lonza. Das Unternehmen beschäftigt im lokalen Werk rund 2800 Angestellte. Nun gibt es auch auf Glatteis Vollgas und tritt als Namensgeber des neuen Eisstadions «Lonza Arena» auf. Bei der Halleneröffnung am vergangenen Freitag sagte der Lonza-Chef: «Wir sind sehr stolz auf diese Sportanlage und liefern damit ein klares Bekenntnis zum Standort Visp.» Persönlich fällt dem passionierten Mountainbiker und Skifahrer die Orientierung am *rink* aber nicht immer ganz leicht: «Ich sehe den Puck nicht.» (tre)

John Bolton, Paläo-Falke, setzte einen Tweet ab für die Geschichtsbücher. «Lasst mich das klarstellen, ICH habe gekündigt.» Kurz zuvor hatte US-Präsident **Donald Trump** mitgeteilt, dass die «Dienstleistungen des Nationalen Sicherheitsberaters nicht mehr benötigt werden». Der dramatische Bruch erfolgte nach monatelangen Spannungen. Bolton, aggressiver Befürworter von militärischen Interventionen und Regimewechseln, war angeblich von den Friedensverhandlungen mit den Taliban ausgeschlossen worden. Trump, der versprach, das Militärengagement in Nahost abzubauen, sagte im Frühjahr: «In der Tat stutze ich John immer wieder die Flügel, was ziemlich erstaunlich ist.» In Nordkorea, Venezuela und anderen Krisenherden stand Boltons feuriger Ansatz oft im Widerspruch zu den kühleren Neigungen des Oberbefehlshabers. Trump beschwerte sich: «Solche Leute wollen uns in einen Krieg stürzen, es ist so ekelhaft.» Ekelhafter noch als Boltons gelbweisser Seehundschnauzer, den Trump angeblich verabscheute. (ah)

Nachruf



Regent über Elend und Verzweiflung: Mugabe.

Robert Gabriel Mugabe (1924–2019) – Robert Mugabe wurde in der katholischen Mission von Kutuma geboren. Sein Vater verschwand. Ein irischer Priester wurde zu seinem Ersatzvater. Er erzählte ihm vom irischen Osteraufstand 1916 gegen die britische Kolonialmacht und weckte im jungen, blitzgescheiterten Mugabe den unbändigen Willen zur Unabhängigkeit.

Er studierte an der einzigen für Schwarze zugänglichen Universität von Fort Hare, in Südafrika, wurde Marxist und ging später als Lehrer nach Ghana, dem ersten befreiten Land Afrikas. Zurück in Harare, wurde er nach mehreren Rückschlägen und langem Gefängnisaufenthalt Kommandant der Befreiungsarmee und erzwang 1977 einen Sieg über das Terrorregime der weissen Siedler. An die Staatsspitze aufgestiegen, organisierte er freie Wahlen und implementierte die allseits gerühmte Politik der Alphabetisierung, des Kampfes gegen den Hunger und der Sicherung der Gesundheit.

2003 verkündete Mugabe die Agrarreform – und das hat mich beinahe meine Uno-Karriere gekostet. Zwei Drittel des fruchtbaren Agrarlandes waren bis dahin in den Händen von 6000 weissen Grossgrundbesitzern gewesen. Sieben Millionen landloser Bauern hatten an Unterernährung und Elend gelitten. Mugabe begann Land zu enteignen. Die westlichen Regierungen schrien Zeter und Mordio, Mugabe trete das Völkerrecht mit Füßen. Ich war Sonderberichterstatter der Uno für das Recht auf Nahrung. Uno-Generalsekretär Kofi Annan wollte Klarheit haben. Er schickte mich

nach Harare. Bei meiner Rückreise hielt mir ein Reporter der BBC ein Mikrofon unter die Nase – was mein Eindruck der Agrarreform sei? «Sie ist legitim», sagte ich. «England hat, durch die Verweigerung der versprochenen Zahlungen für die Entwicklungshilfe, selbst die Lancaster-House-Verträge verletzt.» Eine Diffamierungskampagne, wie ich sie noch nie erlebt habe, brach los. «Ziegler, der Freund und Komplize des Massenmörders Mugabe!», hiess es. Annan schützte mich. Ich überlebte.

Die Agrarreform endete im Chaos: Die landlosen Bauern, unter ihnen eine Mehrzahl von Veteranen des Befreiungskrieges, stürmten die Plantagen, zerstörten die Umzäunungen, töteten Siedler. Statt rechtlich geordneter Besitzübernahme und Entschädigungen herrschten von nun an unsäglich Zustände der blinden Repression, der bodenlosen Korruption und des sozialen Elends im Land. Mugabe regierte fortan ein in Elend und Verzweiflung versinkendes Volk.

«Comrade Bob», wie ihn seine Gefolgsleute über halbes Jahrhundert nannten, wurde im November 2017 nach über dreissigjähriger Herrschaft als Präsident von Zimbabwe gestürzt.

Letzte Woche verstarb er 95-jährig, verbittert und einsam, in einem Spitalzimmer in Singapur. Sein letzter Wille: Er wollte in einem anonymen Massengrab und nicht auf dem National Heroes Acre, dem Friedhof in Harare, auf dem die Helden und Heldinnen des Befreiungskampfes bestattet sind, beerdigt werden. *Jean Ziegler*

«Kinder sollten wissen, wo sie herkommen»

Von Rico Bandle und Roger Köppel — Sie hat zwei Studienabschlüsse, wohnte fünf Jahre in China und lebt in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung. AfD-Politikerin Alice Weidel über ihre Herkunft, ihre Familie, die Schweiz und darüber, wie sie sich trotz Drohungen und Anfeindungen motiviert.



«Man wird ja verrückt, wenn man sich nicht engagiert»: AfD-Fraktionschefin Weidel in der Schweiz.

Für die Schweizer Boulevardzeitung *Blick* war es ein grosser Coup. Das Blatt nannte den Ort und zeigte ein Bild des Wohnhauses der deutschen AfD-Politikerin in der Zentralschweiz. Einige Monate zuvor war sie mit ihrer Frau und ihren zwei Kindern aus Biel weggezogen. Der Familie war in der linken Stadt offen zu verstehen gegeben worden, dass sie hier nicht mehr erwünscht sei. Durch die Berichterstattung des *Blicks* war es für die Familie nun auch in der neuen Heimat vorbei mit der Ruhe: Drohungen gingen ein, die Polizei errichtete ein neues Dispositiv. Wie geht die Co-Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion mit dieser Situation um? Denkt sie manchmal ans Aufhören? Was ist mit ihrer Familie? Wir treffen die vierzigjährige Politikerin in einem Landgasthof nahe der Wohnung, in der sie mit ihrer Frau und ihren zwei Kindern lebt, wenn sie Pause hat von der Politik in Deutschland.

Frau Weidel, Sie sind wohl eine der umstrittensten und meistangefindeten Politikerinnen Deutschlands. Was waren die prägenden Ereignisse in Ihrem Leben? Wie sind Sie zu der Person geworden, die Sie heute sind?

Natürlich bin ich stark durch meine Eltern geprägt. Mein Vater war selbständig, ein Handelsvertreter für Büromöbel. Einige hundert Meter neben dem Elternhaus hatten wir unser Geschäft. Ich habe zwei Geschwister, bin das Nesthäkchen, sie sind zehn respektive elf Jahre älter. Beide leben übrigens im Umkreis von Zürich, haben auch in der Schweiz studiert. Ich bin die Einzige, die nicht in der Schweiz studiert hat...

Woher kommt in Ihrer Familie diese Affinität zur Schweiz?

Das war der Urlaubsort. Wir sind immer wandern gegangen, die ganze Familie hat einen Hang zur Natur und zu den Bergen. Auch jetzt noch. In den Sommermonaten war ich sehr viel wandern. Über meinen Schweizer Wohnsitz wurde ja viel spekuliert. Dabei ist es doch das Normalste der Welt, dass man auch einen Wohnsitz in der Schweiz hat, wenn man mit einer Schweizerin liiert ist. Ich *muss* hier sogar offiziell meinen Zweitwohnsitz haben, da ich mit meiner Frau in einer eingetragenen Partnerschaft lebe. Sonst würden wir Ärger bekommen mit den Behörden.

Für viele Leute scheint es ein Problem zu sein, wenn eine Politikerin zeitweise nicht im eigenen Land lebt.

Dass die deutschen Zeitungen ständig den Zweitwohnsitz erwähnen, bedient die niederen Neidreflexe: Die Schweiz, das bedeutet Bankgeheimnis, Schwarzgeld, illegale Parteispenden... Man will mich dadurch in ein schiefes Licht rücken, dabei hat dieser Zweitwohnsitz einen rein privaten Hintergrund und bestand schon vor meiner Partei-

kariere. Aber so funktioniert der Medienmechanismus.

Sie wollten noch über Ihr Elternhaus erzählen.

Meine Eltern waren hochpolitisch, aber nie in einer Partei. Mein Vater beklagte sich immer über die hohen Steuern. Schon am Frühstückstisch beschwerte er sich über die Verhältnisse in Deutschland. Das Nichtzulassen von unternehmerischer Freiheit war bei uns immer ein Thema. Er hat als Selbständiger auch nie in das staatliche Rentensystem einbezahlt, weil er schon damals, in den siebziger Jahren, wusste: Da wird er nie die Summe rauskriegen, die er einbezahlt. Er hat sich dem System verweigert.

War das Elternhaus wohlhabend?

Wir waren guter Mittelstand. Ich gehöre zur Generation der Westdeutschen, die in den 1980er Jahren gross geworden sind. Als Kind ging es uns richtig gut. Mein Vater konnte als Selbständiger alleine für eine Familie sorgen. Das ist heute unmöglich, heute müssen beide Elternteile arbeiten, um sich irgendwie über Wasser zu halten. Das hat, neben der hohen Steuer- und Abgabenbelastung, auch mit der Erosion der realen Kaufkraft zu tun. Ich habe also noch die guten Zeiten erlebt, meine Geschwister noch viel mehr.

Man liest, Sie seien eine exzellente Schülerin gewesen.

Im Gymnasium schickten mich die Lehrer ziemlich oft vor die Tür, ich war da bereits sehr streitbar. Wenn es beispielsweise um Mathematik oder Physik ging, wo man Leistung

«Im Freibad stand ich als Blonde voll im Fokus der Migranten, die sich immer in Gruppen bewegten.»

erbringen muss, hatte ich nie Probleme. In Ethik und Religion gab es ständig Konflikte mit den Lehrern. Ich bin auch gerne mit unseren Autos zur Schule gefahren, das passte nicht allen.

Wo genau lagen die Streitpunkte?

An unserem Gymnasium gab es keinen Wirtschaftsunterricht. Dieser wirtschaftliche Analphabetismus hat mich genervt. Wir hatten zum Beispiel einen Soziologielehrer, der wusste den Unterschied nicht zwischen Umsatz und Gewinn. Solche Leute trichterten uns dann ein, dass der Kapitalismus etwas Schlechtes sei, das vom Staat reguliert werden müsse. Schon damals sagte ich: «Das ist totaler Schwachsinn.» Die linken Lehrer mochten mich nicht, und ich konnte keinen Respekt vor ihnen haben. Weil ich aber in der Schule sehr gut war, konnten sie wenig gegen mich machen. Es gab aber auch Lehrer, mit denen ich sehr gut auskam.

Harsewinkel, wo Sie aufgewachsen sind, war eher ländlich geprägt.

Trotzdem war das Dorf schon zu meiner Kindheit mit den Problemen der Migration konfrontiert. Da gab es riesige Sozialbauten, wo alle reinkamen: Türken, Armenier, Russen, Kasachen, Afghanen. Die Dynamik haben wir als einheimische Mädchen stark zu spüren bekommen. Im Freibad stand ich als damals Blonde voll im Fokus der Migranten, die sich immer in Gruppen bewegten. Plötzlich galt es für uns als unsicher, abends alleine durch den Park heimzulaufen. Man geht als junges Mädchen und Teenager nicht mehr gerne ins Freibad, wenn einem ständig «Schlampe» oder sonst etwas nachgerufen wird. Gut erinnern kann ich mich auch an den türkischen Nachbarsjungen, der mir einmal erklärt hat, weshalb er unbedingt eine Muslimin heiraten möchte und bloss keine deutsche Frau, so wie ich es bin. Und dies, obschon er hier aufgewachsen ist. Bereits da habe ich gemerkt: Bei gewissen Ausländergruppen, vor allem Muslimen, funktioniert das nicht mit der Integration. Als Frau habe ich bei diesem Kulturkreis schon früh Störgefühle entwickelt.

Dann kam die Phase mit dem Studium. Im Anschluss haben Sie bei Goldman Sachs gearbeitet, lebten fünf Jahre in China. Was waren da die wesentlichen Erfahrungen?

Ursprünglich wollte ich Medizinerin werden. Mein Vater fand aber, ich solle doch etwas «Vernünftiges» studieren. Also habe ich mit BWL und VWL angefangen. Während des Studiums war ich längere Zeit in Kanada, in Japan und China. Ich lernte den asiatischen Raum gut kennen. Mein zweites Praktikum machte ich dann in Singapur bei der Credit Suisse.

Danach gingen Sie zu Goldman Sachs?

Ja, direkt nach dem Studium. 2004 habe ich in VWL abgeschlossen, 2005 mit BWL. Ich habe die zwei Fächer parallel studiert, während der Regelstudienzeit. In VWL war ich die Jahrgangsbeste. Für einen solchen Werdegang gab es zu meiner Zeit eigentlich nur zwei Möglichkeiten: McKinsey oder Goldman Sachs. Ich habe mich für Goldman Sachs entschieden. Es war für mich dann aber eher langweilig, ich empfand den Betrieb als zu statisch. In der Retrospektive muss ich sagen: Vielleicht hätte ich trotzdem länger dort bleiben sollen. Ich hätte ja für Goldman Sachs nach Asien gehen können, stattdessen ging ich mit einem Forschungsstipendium nach China. Ich war damals sehr umtriebig.

Was genau haben Sie in China gemacht?

Sinologie studiert, zudem war ich bei Roland Berger als externe Beraterin tätig, habe Markteintrittsstrategien gemacht und grosse Institutionen beraten wie die Bank of China. Und ich habe meine Dissertation geschrieben über die Reform des Rentensystems in China. Für mich war das eine super Erfahrung.

Sie waren nie Mitglied einer Partei, hätten in der Privatwirtschaft eine grosse Karriere

machen können. Wann wurde das Thema AfD für Sie aktuell?

Durch die Euro-Rettungspolitik. Damit fing alles an. Wenn sich Exekutiven über geltendes Recht hinwegsetzen, dann verheisst das nichts Gutes. Staatliche Institutionen wie Gesetze müssen stabil und durchsetzbar sein. Wenn sie das nicht sind, entsteht Unsicherheit, und das gesellschaftliche Vertrauenskapital erodiert. Und das halte ich für eine sehr gefährliche Entwicklung, mit der wir uns alle auseinandersetzen müssen.

Hat Sie AfD-Gründer Bernd Lucke angesprochen?

Nein, ich bin von mir aus zur Partei gegangen. Wenn man sieht, dass etwas dermassen schief läuft wie bei der Euro-Rettung, wird man ja verrückt, wenn man nichts dagegen tut und sich nicht engagiert!

Was war genau der Moment, als Sie gesagt haben: Jetzt gehe ich in die Politik?

Das weiss ich noch genau: als es die AfD beim ersten Anlauf nicht in den Bundestag geschafft hat. Im September 2013 waren die Wahlen, im Oktober bin ich der Partei beigetreten. Ich wollte dieser Partei helfen, sie in der Programmatik unterstützen. Ich war ja anfangs nur im Hintergrund tätig, habe am Parteiprogramm mitgeschrieben. Etwas anderes hatte ich auch gar nicht vor.

Weshalb sind Sie nicht in eine FDP oder eine CDU gegangen? Sie hätten ja auch versuchen können, die Ausrichtung dieser Parteien zu ändern?

Weil die CDU damals bei der Euro-Rettung für die Rechtsbeugung eingestanden ist, die FDP auch. Ich hatte 2013 abgewartet, bis die FDP sich positionierte. Es gab eine Mitgliederentscheidung über die Euro-Rettung. Nachdem die Entscheidung gefällt war, war für mich klar: Ich muss in die AfD als die einzige Euro-kritische Partei. Die FDP hat überhaupt kein Profil mehr, auch kein liberales. Wenn ich FDP-Chefin wäre, hätte ich damals einen nationalliberalen Flügel gegründet. Nun sind diese Leute bei uns eingebunden.

Anfangs war die AfD noch eine Partei von Professoren, die mit der Euro-Politik nicht einverstanden waren. Trotzdem galt die Partei bereits als gefährlich, als rechts. Hatten Sie keine Angst vor dem Stigma?

Ich wusste genau, was auf mich zukommen wird. Das war ein bewusst eingegangenes Risiko.

Was haben Ihre Eltern gesagt?

Der Vater fand das gut, der ist mittlerweile auch in der AfD. Die Mutter leidet bis heute wegen der Presseberichterstattung. Für sie bin ich immer noch das Nesthäkchen, die Vorzeigetochter. Es ist für sie extrem schwierig, mit ansehen zu müssen, wie ich angegriffen werde. Ich muss sie oft trösten.

Die heute so dominante Migrationsfrage spielte zu Beginn bei der AfD noch keine grosse Rolle.

Das stimmt nicht ganz. Wir hatten von Anfang an ein sicheres Grenzmanagement und das kanadische Migrationsmodell in unserem Programm. Also das Punktesystem, das qualifizierte Zuwanderung ermöglicht und die Zuwanderung in den Sozialstaat unterbindet. Ich verbrachte ja während des Studiums ein paar Monate in Kanada, deshalb kenne ich das so gut.

Bald einmal wurde Ihre Partei in den Medien als «rechtsextrem» eingestuft. Was macht das mit Ihnen, was mit Ihren Freunden?

Ich habe fast meinen gesamten Freundeskreis verloren. Die haben alle irgendwann gesagt: Wenn du in einer solchen Partei dabei bist, dann wollen wir nichts mehr mit dir zu tun haben.

Die Rhetorik lautet: «Die AfD war mal in Ordnung, jetzt aber wird sie von den Rechtsextremen übernommen.»

Das sagte man schon immer.

Besteht die Gefahr, dass echte Extremisten das Kommando übernehmen, wie Parteigründer Bernd Lucke befürchtete?

Bernd Lucke ist an sich selbst gescheitert, genau wie Frauke Petry. Beide waren nicht in der Lage, die Partei zu führen. Beide wären auch nicht imstande gewesen, die Bundestagsfraktion zu managen, die heute aus 91 Abgeordneten besteht. Da geht es um Menschenführung und Befindlichkeiten. Mit Abgeordneten umgehen zu können, die Sie nicht wie im Unternehmen bezahlen, ist nicht immer ganz einfach. Viele haben breite Schultern, einige glauben, sie könnten es besser machen als Gauland und ich. Damit müssen wir um-

«Irgendwann erlaubten die Eltern ihren Kindern nicht mehr, zu uns zu kommen.»

gehen können. Lucke, der immer nur mit Studenten zu tun hatte, schaffte das nicht. Auch inhaltlich lagen wir zum Teil diametral auseinander.

Wo zum Beispiel?

Er wollte, dass die Schwachwährungsländer aus dem Euro austreten. Ich sagte, das gehe nicht. Diese Länder wären sofort insolvent. Die Schulden würden durch die Abwertung ihrer neuen, nationalen Währungen sofort durch die Decke gehen. Diese Länder würden dann jahrelang am Tropf hängen. Stattdessen müssten die Starkwährungsländer, eines nach dem andern, den Euro verlassen. Das hat er nie eingesehen.

Sie wurden trotz dieser Auseinandersetzungen in den Vorstand der Partei gewählt.

Ja, in Essen 2015, als Lucke abgewählt wurde. Das war eine interessante Geschichte. Sowohl

Lucke als auch seine Konkurrentin Frauke Petry hatten mich auf dem Tableau für den Vorstand. Petry kannte mich gar nicht, die hatte mich nur drauf genommen, weil Lucke mich drauf hatte, da er mich aus der Programmarbeit kannte.

Eine junge, hochintelligente und weltgewandte Frau wie Sie, dazu gutaussehend, ist ein hervorragender Imageträger.

Das hat erst Gauland erkannt. (*Lacht*) Alexander Gauland und ich ergänzen uns sehr gut.

Mit Ihrem Lebensstil – Sie leben mit einer Frau zusammen, die aus Sri Lanka stammt, und ziehen gemeinsam zwei Kinder gross – entsprechen Sie nicht gerade dem AfD-Klischee einer Partei mit konservativem Familienbild. Hatten Sie parteiintern je Probleme deswegen?

Klar. Heute noch.

Können Sie das ausführen?

Als ich mich in Baden-Württemberg erstmals auf die Liste habe setzen lassen, das war 2016, da hat der damalige rechte Parteiflügel mobilisiert, dass jemand wie ich doch nicht die Liste anführen könne, weil ich das konservative Familienbild nicht repräsentiere.

Wie haben Sie reagiert?

Ich wurde Gott sei Dank darauf angesprochen, am Tag der Wahl, auf der Toilette. Ich kann ziemlich laut werden. Dieser Frau habe ich deutlich meine Meinung gesagt. Danach war sie möglicherweise eine Zeitlang taub.

Das sind einschneidende Erfahrungen.

Ja, ich muss zugeben, dass mich das auch verletzt.

Führen solche Erlebnisse zu Entfremdungsgefühlen gegenüber der Partei? Im Sinne von: «Zu dieser Gruppe will ich nicht gehören»? Oder muss man das einfach wegstecken können?

Es passiert ja nicht häufig. Aber wenn es passiert, so nehme ich das persönlich, das trifft mich, und da reagiere ich auch darauf. Das führt aber nicht zu einer Entfremdung, weil das Einzelfälle sind. Bei uns ist das überhaupt nicht hoffähig: Kommt so etwas raus, wird die Person abgestraft.

Sie hatten jahrelang Ihren Zweitwohnsitz in Biel, lebten da mit Ihrer Familie. Plötzlich ging das nicht mehr, und Sie zogen weg. Was ist genau passiert?

Wir hatten einen grossen Freundeskreis, aus einem eher linksliberalen Milieu, der sich zunehmend von uns abwendete. Entscheidend aber war, dass unser ältester Sohn, der heute sechs Jahre alt ist, damals fünf, plötzlich niemanden mehr zum Spielen hatte am Nachmittag. Wir hatten immer ein offenes Haus, bei uns gingen die Kinder aus der Nachbarschaft ein und aus. Doch irgendwann erlaubten die linksliberalen Demokraten ihren Kindern nicht mehr, zu uns zu kommen.

Biel ist nicht gerade das Idealbiotop für Konservative.



«Das ist die echte Alice Weidel, ich stehe voll dazu»: konfrontative Töne im Bundestag.

Das ist so. Nach Biel waren wir gezogen, weil meine Lebenspartnerin dort aufgewachsen ist. Wobei ich immer mehrheitlich in Deutschland war, sonst hätte ich meinen Job ja nicht machen können. Ihr Vater war Pfarrer, der hat die freikirchliche Gemeinschaft geführt, sie ist da ins Gymnasium gegangen, kannte entsprechend viele Leute. Bis 2017, als herauskam, dass ich Spitzenkandidatin der AfD werde, lief alles wunderbar. Doch plötzlich gab es Lichterketten, sogar eine Unterschriftensammlung, die forderte, uns privat zu ächten.

Vor allem für Ihre Frau, die mit Ihrer politischen Karriere nichts zu tun hat, muss dies hart gewesen sein.

Ja, sie steht auch nicht bei allen politischen Fragen da, wo ich stehe. Aber sie kriegt das alles voll ab. Ich dachte, Sippenhaft gebe es nur in Nordkorea.

Sie ist als Filmproduzentin im Kulturbereich tätig, hat «Tatort»-Folgen produziert und den Kinohit «Die göttliche Ordnung». Leidet sie auch beruflich?

Sie würde sich selbst nie als Opfer sehen. Sie sagt immer: Druck macht kreativ. Und manchmal ist es genau dieser Druck, der einen grösser denken lässt. Nun hat sie endlich den Mut gefunden, selbst Projekte zu entwickeln.

Gab es ein entscheidendes Ereignis, bei dem Sie sagten: Jetzt müssen wir aus Biel wegziehen, oder war das ein langsamer Prozess?

Es gab ein Schlüsselmoment. Ich habe in den Ferien unseren Jüngsten von der Kita abgeholt, zusammen mit dem Älteren. Ich stiess den Kinderwagen durch die Stadt, plötzlich brüllte mir jemand etwas Unschönes hinterher. Ich dachte, das sei ein Alkoholo-

liker, doch es waren Eltern mit ihren Kindern. Ich sagte: «Sie können mich immer ansprechen und mit mir diskutieren, aber nicht in diesem Ton.» Ich ging weiter, da schickten sie mir ihre Kinder hinterher auf dem Fahrrad. Die zirkelten um mich herum und riefen: «Scheiss-Weidel», «Scheiss-AfD», «Scheiss-Nazi». Das waren Kinder, kaum zehn Jahre alt, aufgestachelt von ihren Eltern! Das war das erste Mal, dass ich richtig ins Schwitzen kam. Ich hoffte nur, dass meine Söhne nicht begreifen, was da vor sich geht. Ich bin nach Hause, habe meine Lebensgefährtin angerufen und ihr gesagt: «Wir müssen wegziehen, bevor unser Ältester eingeschult wird.» Sonst ist er dort Freiwild. Kinder kann man zu Salafisten oder zu Pazifisten erziehen.

Denken Sie manchmal: Ist es das alles wert? Gerade wenn die Familie involviert ist?

Natürlich. Auch kürzlich, als der *Blick* ein Foto unseres Hauses in der Zeitung publizierte und wir daraufhin an unserem neuen Wohnort die ersten Drohbriefe erhielten. Gestern war die Polizei da. Das ist alles eher lästig. Wie kommen Journalisten dazu, ein Foto meines Hauses zu zeigen und zu schreiben: «Hier wohnt Alice Weidel»? Hallo, hier gehen meine Frau und meine Kinder ein und aus! Ich bin die meiste Zeit gar nicht hier. Da stellt man sich dann schon Fragen. Als wir vom *Blick* belagert wurden, hat uns eine Bäuerin angerufen und uns gewarnt, dass ein Fotograf auf den Schulbus wartet, wo unser Sohn drin ist. Das ist doch verrückt!

Haben Sie schon ernsthaft erwogen, sich deswegen aus der Politik zurückzuziehen?

In schwachen Momenten schon. Aber ich kann mich nicht zurückziehen. Ich mache das ja aus Überzeugung.

Können Sie sich in Deutschland noch ohne Personenschutz bewegen?

Also in Berlin gehe ich nicht selbst einkaufen, auch nicht spontan in eine Bar. Das geht nicht, das wäre zu gefährlich. Bei Veranstaltungen habe ich Personenschutz.

Wie motivieren Sie sich in den schwachen Momenten?

Ich muss nur schauen, was alles schief läuft in unserem Land. Das ist mein grosser Treiber. Bevor ich in den Bundestag gekommen bin, habe ich die ganze Parteiarbeit ehrenamtlich gemacht. Fast vier Jahre lang. Aus vollster Überzeugung. Das macht mir alles auch Spass, weil ich weiss, wofür ich es mache. Wenn ich im Bundestag die Merkel da sitzen sehe mit ihrem ganzen Würstchenkabinett, alles Leute, die meist keine Berufserfahrung haben, dann weiss ich: Da bin ich am richtigen Ort, um das zu korrigieren.

Wenn Sie im Bundestag ihre knallharten, gegen Merkel gerichteten Reden halten: Ist das die authentische Alice Weidel, oder müssen Sie sich überwinden, den Text vorzutragen, die Rolle der scharfzüngigen Oppositionellen zu spielen?

Sie sprechen wohl die Kopftuchmädchen-Rede an, die sehr polarisiert hat. Die Entstehungsgeschichte ist interessant. Mein Referent hat die Rede vorgeschrieben, die war mir aber zu technisch. Ich sagte: «Da müssen Beispiele rein, das musst du einfacher schreiben.» Vieles in der Rede kam von mir. Am Abend habe ich den Text nochmals durchgelesen und den Einschub mit den Burkas und Kopftuchmädchen eingebracht, angelehnt an Thilo Sarrazin. Das kommt aus meinem Ur-Innersten heraus, aus meinen Erfahrungen als Jugendliche, von denen ich erzählt habe. Das ist die echte Alice Weidel, ich stehe voll dazu.

Sie sind oft bei der Basis. Was erzählen Ihnen die Leute? Was besorgt die Menschen in Deutschland am meisten?

Dass sie zu wenig Geld haben zum Leben. Dass die Steuerlast so hoch ist, dass sie nichts zurückstellen können. Dann die empfundene Ungerechtigkeit: Die Leute, die jahrelang ins Sozialsystem einbezahlt haben, müssen eine Vermögensbilanz vorlegen, um im Notfall etwas Unterstützung zu erhalten, während illegale Einwanderer, die vor der Grenze ihren Pass wegschmeissen, das Geld hinterhergeworfen kriegen. Die Ausländerkriminalität ist natürlich auch immer ein Thema, gerade was die Gewalt- und Sexualdelikte angeht.

Der AfD wird oft vorgeworfen, sie sei «rechtsextrem». Was genau ist «rechtsextrem»? Ab wann ist für Sie jemand «rechtsextrem»?

Das auszuführen, würde wahrscheinlich den Rahmen sprengen. Aber plakativ: Wenn jemand den Hitlergruss auf einer Demo zeigt.

Gibt es AfD-Mitglieder, die das tun?

Sicherlich nicht. Und wenn, dann schliessen wir diese Person sofort aus der Partei aus. Das

«Es brodelt unter der Oberfläche»

Alice Weidel arbeitete in China. Wie sieht sie die Entwicklung?

Sie lebten und arbeiteten fünf Jahre lang in China, sprechen Chinesisch. Was würden Sie sagen: Ist China eine Diktatur?

China lässt sich nicht anders managen, als es gemanagt wird. Es handelt sich um einen staatlich gemanagten Kapitalismus. Ich würde sogar sagen, sie haben einen deutlich ausgeprägteren Turbokapitalismus als in den USA, mit einer kommunistischen Partei als Klammer, aber mit unterschiedlichsten Flügeln. Sie können in einem Land mit 1,5 Milliarden Menschen nicht allzu viele Schrauben gleichzeitig umdrehen. Deshalb lässt man auch über der Verbotenen Stadt das Mao-Bild hängen, obwohl niemand mehr an Mao interessiert ist. Die Leute wollen Geld verdienen. Die Politik garantiert, dass die Leute Geld verdienen und sich Wohlstand erarbeiten können, dafür mischt sich die Wirtschaft nicht in die Politik ein. Das ist ein konfuzianisches Einverständnis, das funktioniert.

Will China die Welt erobern?

China will vor allem aufholen. Das Land bezeichnet sich selbst als «Land der Mitte». An der Weltausstellung in Schanghai 2010 sah man deutlich das Selbstverständnis der Chinesen: Die Chinesen haben sich als Gastgeber einen riesigen Schrein hingestellt. Ein riesiger Tempel also, knallrot, deutlich höher und markanter als alle anderen Gebäude. Man wollte zeigen, wer hier der Chef ist. Die Chinesen fühlen sich durch ihre Geschichte betrogen, durch Mao und die kommunistische Revolution. Das Land war uns einst weit voraus. Als wir noch im tiefsten Mittelalter steckten, sind die schon zur See gefahren, haben riesige Schiffe gebaut und Handel betrieben. Nicht über einen imperialistischen Ansatz, sondern durch Handel.

Und heute, mit der Seidenstrasse, geht das in Richtung Weltherrschaft?

Bei den Chinesen steht nicht ein imperialistischer Gedanke im Zentrum, sondern der Wille, die eigene Position zu stärken und die Zukunft zu sichern. Zum Beispiel über Rohstoffe. Schon vor dem sechsten Jahrhundert machten sich die Chinesen systematisch auswärtiges Wissen zu eigen: Der Hof schickte Wandermönche in die Welt hinaus, die fremde Sprachen und Philosophien lernen mussten. Diese kehrten dann mit Schriftrollen voller Wissen zu-

rück. Heute macht das China so, indem es Ressourcen gegen den Bau von Infrastruktur tauscht.

Sie haben keine Angst vor den Chinesen?

Nein.

Wie beurteilen Sie die Lage in Hongkong? Agiert China richtig?

Schwierig. Hongkong ist neben Singapur ein sehr wichtiger Handels- und Finanzplatz, und die Chinesen fürchten, dass man in dieselbe Situation kommt wie mit Taiwan. Auch das ist sehr spannungsgeladen. Ich halte die Situation in Hongkong momentan sogar für gefährlich für die Sicherheit Südostasiens, genau wie die Taiwan-Frage.

Immer noch?

Es brodelt noch immer unter der Oberfläche, und die Chinesen müssen das irgendwie in den Griff bekommen. Denn die Hongkonger haben ein anderes Selbstverständnis als die Festlandchinesen.

Ist Staatschef Xi Jinping, dieser chinesische Superpolitiker, überschätzt?

Man muss wissen, dass jeder chinesische Regierungschef eine bestimmte Laufbahn durchgemacht haben muss: Er muss zuerst in einer oder zwei schwierigen Provinzen Dienst schieben. Xi Jinping ist da bestimmt keine Ausnahme. Sie müssen nach Tibet, nach Guangzhou im Süden oder in die innere Mongolei, wo es Konfliktherde gibt. Sie kennen also den Umgang mit brenzligen Situationen. Was auch als Problem erkannt wurde, ist die Korruption. Die Führung hat bemerkt, dass ihr dadurch die Bevölkerung irgendwann aufs Dach steigen wird. Das muss man kanalisieren.

Sie sehen Xi Jinping als eine fähige Figur?

Der macht das recht gut. Vielleicht setzt er momentan etwas zu sehr auf Konfrontation, aber er hat andererseits auch keine andere Wahl. In der Kombination mit Donald Trump baut sich also etwas auf, wo alle nur verlieren können. Das sieht man jetzt an dem Handelsstreit. Um das zu verstehen, muss man auch die militärische Situation einbeziehen: Die Chinesen mögen die USA nicht vor ihrer Haustür. Sie fühlen sich umstellt. Deshalb halten sie auch beispielsweise die schützende Hand über Nordkorea. Nordkorea ist für die Chinesen nicht nur ein billiger Produktionsstandort, sondern auch eine US-freie Zone. So soll es aus chinesischer Sicht auch bleiben.

gilt auch für Holocaust-Leugner. Erst kürzlich hatten wir wieder einen solchen Fall. Das ging dann ganz schnell. Das muss man gar nicht diskutieren.

Gibt es Leute in der AfD, die hinter vorgehaltener Hand sagen: Demokratie gehört abgeschafft?

Nein. Das würde auch dem Parteiprogramm widersprechen.

Aber würden einige eine Verfassungsänderung begrüßen hin zu einem Präsidialsystem wie in der Türkei oder in Russland?

Ich glaube nicht, das wäre überhaupt nicht mehrheitsfähig. Wenn jemand so etwas formulieren würde, da gäbe es sofort ein Parteiausschlussverfahren. Wir wollen im Gegenteil Volksabstimmungen nach Schweizer Vorbild.

Franz Josef Strauss sagte einmal, rechts von der CSU dürfe es keine Partei mehr geben. Wie ist das bei der AfD? Wollen Sie den rechten Flügel eingemeinden, oder wollen Sie, dass der rechte Flügel sich abspaltet?

Wenn jemand wie André Poggenburg die Partei verlässt, weine ich ihm keine Träne nach. Man verliert keine Wählerstimmen, wenn solche Leute gehen. Wir vom bürgerlichen Flügel müssen aber auch eingestehen: Die Mitglieder des rechten Flügels sind ein wichtiger Teil der Partei. Wir müssen eine gewisse Spannbreite aushalten.

Was ist der Kern dieses Flügelkampfes? Geht es nur um Stil und Rhetorik oder auch um Inhalte?

Es ist hauptsächlich eine atmosphärische Frage. Der Sound passt für manche bürgerliche Mitglieder nicht.

Ein Apfel-Plakat der SVP wäre zu viel für Sie?

Nein, das finde ich super. Eine hervorragende Kampagne.

Wie sehr ist die Schweizer SVP Vorbild für die AfD? Man hört, die AfD habe das ganze SVP-Programm kopiert als Vorlage für das eigene. Ist das so?

Das stimmt. Das weiss ich ganz genau, weil ich selber dafür verantwortlich war. Ich war ja eine Zeitlang Programmchefin. Vor dem Verfassen unseres neuen Parteiprogramms habe ich allen unseren Mitgliedern das SVP-Programm geschickt und gesagt: So muss unser Programm auch aussehen, kurz, prägnant, verständlich. Auch inhaltlich war ich überzeugt, dass wir wie die SVP eine wirtschaftsfreundliche, liberale Partei sein müssen mit einem ganz klaren Profil.

Ist eigentlich eine Bundeskanzlerin Alice Weidel vorstellbar?

Das ist völlig hypothetisch. An so etwas denke ich nicht. Ich dachte auch nie, dass ich eine Parteikarriere mache, als ich in die AfD eingetreten bin. Es hat sich so ergeben.

Aber eine AfD-Bundeskanzlerin oder einen -Bundeskanzler, das halten Sie für realistisch?

Das sehe ich als realistisch an, ja. Nicht in absehbarer Zeit, irgendwann aber schon.

Und umgekehrt: Ist es denkbar, dass die AfD wieder von der Bildfläche verschwindet?

Nein.

Wechseln wir das Thema. Sie leben in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft, haben zwei Kinder, beides Buben. Brauchen Kinder nicht einen Vater? Oder übernimmt jemand von Ihnen beiden so etwas wie die Vaterrolle? Wie organisieren Sie die Erziehung?

Kinder brauchen unbedingt Vater und Mutter. Oder einen Mann oder eine Frau, welche diese Rolle einnimmt. Bei uns haben die Kinder beide Kontakt zu ihren Vätern, und wir haben auch liebe männliche Freunde, die immer wieder mal mit den Buben etwas unternehmen und deren Interessen «Fussball» und «schnelle Autos» abdecken – wir haben nur einen Skoda ... Wir können das leider nicht bieten. Es ist wichtig, sich reflektiert mit dem Thema Mutter/Vater auseinanderzusetzen. Auch in einer heterosexuellen Beziehung sollte das ein Thema sein.

Inwiefern?

Sie müssen Kindern die Grundfrage des Lebens beantworten können: «Woher komme ich?» Jedes Kind hat das Recht, zu wissen, wer seine Mutter und sein Vater sind. Kinder haben im Alter von zwei Jahren bereits das Konzept von Mutter und Vater verstanden. Meine Lebenspartnerin und ich haben uns zwei Jahre lang Gedanken darüber gemacht, bevor wir uns zu diesem Schritt entschieden haben. Und natürlich haben wir wahnsinniges Glück erfahren, dass wir zwei wirklich tolle Kinder grossziehen dürfen.

Sind Sie darauf vorbereitet, dass die Kinder Ihnen einmal Vorwürfe machen könnten, wenn sie in der Schule wegen der Familiensituation gehänselt werden?

Das ist so noch nicht vorgekommen, könnte aber einmal Thema werden. Wir sagen unserem Älteren: «Wenn es ein Problem gibt, so sprich bitte mit uns.» Wir sind auch immer bereit, in die Schule zu gehen und Fragen der Kinder zu beantworten. Und wir hatten immer schon ein Haus der offenen Türen, die Freunde unserer Kinder sehen von klein auf, wie wir leben. Wir pflegen einen sehr offenen Umgang. Und eigentlich haben die Eltern der Kinder mehr Fragen als die Kinder selbst. Wenn die Eltern kein Problem haben, haben die Kinder auch keines.

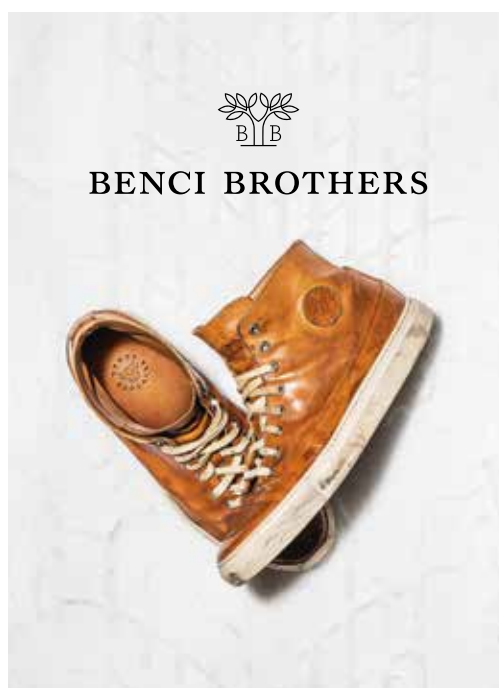
Wie stehen Sie eigentlich zur Reproduktionsmedizin, auch für Homosexuelle? In konservativen Parteien stösst das ja immer auf Skepsis.

Wie gesagt: Man sollte den Kindern die Frage beantworten können, wo sie herkommen. Dass sie die leibliche Mutter und den

leiblichen Vater kennen, ist eminent wichtig. Sonst fehlt ein Teil. Wir kennen das von meiner Lebenspartnerin, die ein Adoptivkind ist. Sie hat sehr gelitten darunter, ihre leiblichen Eltern nicht zu kennen. Mit zwanzig Jahren ist sie nach Sri Lanka auf die Suche gegangen und hat ihre Mutter und ihre Geschwister glücklicherweise gefunden. Den Vater hat sie nie kennengelernt. Wir fliegen jährlich zu ihren Geschwistern nach Sri Lanka, die Mutter ist mittlerweile gestorben.

Aus diesem Grund war für Sie ausgeschlossen, auf eine anonyme Samenbank zurückzugreifen?

Ja. Ansonsten wird das Kinderhaben zur reinen Selbstverwirklichung der Eltern, zum Ego-Projekt. Wir wissen doch alle aus eigener Erfahrung: Den Vater brauchen wir genauso wie die Mutter. Das war auch bei mir so. Sich



etwas anderes vorzumachen, bedeutet, sich in die Tasche zu lügen.

Sie sind oft in Deutschland, Ihre Frau ist auch berufstätig. Wie organisieren Sie das mit den Kindern?

Die Eltern helfen uns, und die Kinder gehen in die Kita, den Kindergarten und die Schule. Letztes Jahr, als wir beide beruflich sehr involviert waren, hatten wir auch ein Kindermädchen. Ehrlich gesagt, braucht es einfach ein Dorf, um Kinder zu erziehen. Jedenfalls bräuchten wir eines.

Viele Politiker zeigen ihre Familien im Wahlkampf, machen Homestorys. Sie tun das nicht, obschon Sie sicher viele Sympathien damit gewinnen könnten. Weshalb?

Um die Familie zu schützen. Wenn ich die Tür zu meinem Privatleben öffne, stellt der Erste seinen Fuss rein, dann kriege ich sie nicht mehr zu. Das möchte ich nicht, das ist auch so mit meiner Lebenspartnerin abgesprochen.

Zudem zeigt die Erfahrung: Solche Foto-Lovestorys sind der Anfang vom Ende für jeden Politiker. Rudolf Scharping im Pool mit seiner Freundin, Joschka Fischer et cetera, die waren nachher alle weg.

Der Tabubruch war, als die Bild-Zeitung 2017 gegen Ihren Willen ein Foto von Ihrer Lebenspartnerin veröffentlichte.

Genau. Vorher hatte mich die TV-Talkerin Sandra Maischberger geoutet gehabt. Das war

«Ehrlich gesagt, braucht es einfach ein Dorf, um Kinder zu erziehen. Jedenfalls bräuchten wir eines.»

aber ein gesteuertes Outing. Ich hatte meine sexuelle Ausrichtung in der Partei nie offiziell gemacht, aber auch nie verschwiegen, wenn mich jemand danach gefragt hat. Als meine parteiinternen Gegner meinen Lebensstil gegen mich einsetzen wollten, habe ich entschieden, damit proaktiv an die Öffentlichkeit zu gehen. Somit war die Sache vom Tisch.

Zum Schluss: Was ist eigentlich Ihre Vision für Deutschland? Wollen Sie raus aus der EU?

Ich sehe Deutschland eingebunden in einer EU mit gleichwertigen Partnern. Nicht mehr wie heute, da die EU aufgeteilt ist in Schuldner und Gläubiger. Da besteht eine grosse Schieflage. Also: Euro abschaffen und eine Rückkehr zu den Binnenmarktprinzipien, ohne Personenfreizügigkeit, die Migration ins Sozialsystem ermöglicht.

Das heisst: Rückkehr zu den nationalen Währungen?

Genau. Jetzt haben wir das Allmende-Problem: Eine Währung überspannt verschiedene Haushalte, da bedienen sich alle, ohne das System zu pflegen. Dadurch kommt es zwangsläufig zu einer Entwicklung, wie wir sie jetzt sehen. Den Leuten wurde verschwiegen, dass eine gemeinsame Währung nur mit einem gemeinsamen Haushalt und einem gemeinsamen Staat funktioniert. Die Entscheidungen sollten in den Staaten erfolgen durch gewählte Parlamente. Es wird nie thematisiert in der EU, dass wir heute eine Störung der horizontalen Gewaltenteilung haben, in der Kommission sitzen nicht-gewählte Leute, die exekutive und legislative Befugnisse haben. Eigentlich das Gegenteil von Rechtsstaat und Demokratie.

Braucht es überhaupt eine politische EU?

Eine Gemeinschaft, die im Wesentlichen auf die EWR-Verträge reduziert ist und welche sich auf einen gemeinsamen, effizienten Grenzschutz einigen kann, wäre durchaus sinnvoll.

EU auflösen oder reformieren?

Reformieren. Also zurückbauen. Die EU soll sich auf jene Aufgaben konzentrieren, die sinnvoll sind. Heute ist es eine übergriffige und undemokratische Organisation.

Wunderbar unbezahlbar

Von Christoph Mörgeli

In echten Demokratien herrscht das Wahlgeheimnis. Es geht niemanden etwas an, welche Köpfe welcher Parteien ich wähle. In echten Rechtsstaaten herrscht das Spendengeheimnis. Es geht niemanden etwas an, wem ich mein Geld zuwende. Egal, ob der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Oder den Freunden von alten Landmaschinen Sektion Bern. Oder der Gesellschaft zur Förderung der Biervielfalt. Es geht auch niemandem etwas an, welche Partei ich mit welchen Beträgen unterstütze.

Diese Spendenfreiheit, die auch ein Spendengeheimnis ist, passt den Linken nicht. Es stört sie, dass sich bürgerliche Parteien mit Inseraten, Plakaten und online bemerkbar machen. Sie finden, sie bekämen für ihre rot-grünen Anliegen weniger Aufmerksamkeit im bezahlten Raum. Doch die Bürgerlichen würden sich die Finger lecken und sofort auf alle Inserate verzichten, wenn sie nur annähernd so viele schöne Artikel im redaktionellen Teil wie die Linken erhielten.

Ein rotes Glückskind ist diesbezüglich der Aargauer SP-Linksausleger Cédric Wermuth. Ausgerechnet er wettet am meisten über die private Parteienfinanzierung und möchte am liebsten auf jeden gespendeten Franken einen Detektiv ansetzen. Er selber hat so was nicht nötig. Zwei Linksjournalisten präsentierten soeben eine brandneue «Studie» («die Untersuchung liegt *Sonntagsblick* vor»). Verfasser: Cédric Wermuth. Mit Bild von Cédric Wermuth. Es handelte sich um geschätzte Fabelzahlen angeblicher Geldflüsse von Banken, Versicherungen und Krankenkassen an bürgerliche Politiker. Ausgespart bleiben Staatsgelder, Gewerkschaftsgelder und Hilfswerksgelder an linke Politiker.

Am Montag darauf brachte ein Linksjournalist der *Zeit* einen grossen Report über Cédric Wermuth («Marx im Schafspelz»). Die Chancen des ehemaligen Juso-Chefs auf den Aargauer Ständeratssitz stünden gut. Und am Dienstag darauf brachte eine Linksjournalistin von *Tages-Anzeiger* und Konsorten eine halbe Titelseite plus eine ganze Seite über Cédric Wermuth («Wie Wermuth Wahlsieger werden will»). Als ob all seine journalistischen Zudiener nicht reichen würden, gibt der erklärte Marxist 300 000 Franken für seine Kampagne aus. Cédric Wermuth nimmt Partei für die Armen, die Fremden, die Frauen. Nobelpreisträger Carl Spitteler sah es so: «Eines der häufigsten Motive der Parteinahme ist die Eitelkeit.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Cyber-Süssli ist der nächste Sargnagel

Von Peter Bodenmann — Sargnagel 1 für Gerhard Pfister war der Auftritt der CVP-Bundesrätin im Frauenstreik-T-Shirt auf dem Bundesplatz.



Sargnagel 2 ist die Wahl des quietschfidelen Cyber-Süssli, der so gar nichts für Konservative ist.

Stimmen Umfragen? Und wie können wir sie interpretieren? Aufgrund der letzten Sotomo-Zahlen verliert die SVP 2,9 Prozent und die CVP 1,4 Prozent der Stimmen. Muss Blocher tief durchatmen, kann Pfister aufatmen?

Das Gegenteil ist richtiger: Von 100 Wählerinnen und Wählern, die vor vier Jahren für die beiden Verliererparteien votierten, stimmen diesmal absehbar noch 91 für die SVP, aber nur mehr 87 für die CVP.

Führen schlechte Umfragewerte zu einem Mobilisierungsschub? Solche Fieberschübe sind zurzeit weder bei der SVP noch bei der CVP auszumachen. Die Kräfte des absehbar Unvermeidlichen sind stärker als Appelle und *Würmli*-Inserate.

Die SVP bleibt allerdings mit 26,8 Prozent die stärkste Partei, mit zwei halben Bundesräten. Ueli Maurer und Guy Parmelin werden sich noch etwas stärker anpassen. Und die Durchsetzungsinitiative wird es auch nicht schaffen. Beides sind keine Beinbrüche, denn der Hass auf das Fremde und die Fremden ist seit den Zeiten eines James Schwarzenbach Bestandteil der schweizerischen Politlandschaft. Er wird wieder aufflammen.

Dramatischer ist die Situation für die CVP. Gerhard Pfister wollte die Partei zurück ins wertkonservative Réduit führen. Als intelligente SVP light. Deshalb war er gegen die Wahl von Viola Amherd zur Bundesrätin. Erfolglos.

Und seither tanzt die Brigerin dem Zuger auf der Nase herum. Im violetten T-Shirt posierte Amherd am Tag des Frauenstreiks auf dem Bundesplatz. Bilder sagen mehr als tausend Worte.

Die Wahl des quietschfidelen Cyber-Süssli als Armeechef ist ein weiterer politischer Sargnagel für Gerhard Pfister. Die Armee hat zwar nach wie vor keine reale Funktion, weil wir – militärisch gesehen – immer noch von Freunden umzingelt sind. Sie ist aber ein Trachtenverein, den man ernst nehmen muss. Denn wenig ist rechts wichtiger als die Simulation nicht bestehender militärischer Bedrohungen.

Eine Partei ist ein Produkt. Etwas Flügelkämpfe beleben das Geschäft. Aber zu viele inhaltliche Differenzen verträgt es nur bedingt. Die Grünen werden auch deshalb die CVP überholen. Gerhard Pfister wird nach den Wahlen den Hut nehmen, nehmen müssen. Der Zuger passt nicht mehr zu einer Partei, die sich mit jenen 40 Prozent, die SP, Grüne, Grünliberale, BDP und EVP wählen werden, arrangieren muss. Um die Wiederwahl von Viola Amherd zu sichern. Martin Candinas kann sich in Disentis schon warm laufen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Mehr zum Thema auf Seite 34: Scherenschnitte und Bingoabende

Ihr Immobilienraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



1.5 Zi., 3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'400.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Herbst 2020
www.chlimbergsteig.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 936'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.paradislig.ch



4 ½ und 5 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'841'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH und REFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 396'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch



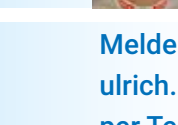
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.leuberg.ch



Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'059'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
5. - 8. Sept. 2019, Messe Zürich, Halle 5



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich



«SMILE»: Chris & Mike im «Riverside»

Vier Hände, ein Spektakel

Wenn Chris & Mike in ihre 176 Tasten hauen, hält es niemand mehr auf den Sitzen. Erleben Sie die mitreissende Boogie-Woogie-Musikshow im «Riverside», begleitet von einem exklusiven 3-Gang-Dinner, auf dem Areal der ehemaligen Spinnerei in Glattfelden.

Der Titel «SMILE» der Live-Show von Chris & Mike ist Programm. Mit ihrem brandneuen Konzert- und Gala-Programm stehen die begnadeten Entertainer für musikalische Vielseitigkeit, verspielte Improvisationen und humorvolle Moderationen.

Mit ausgeklügelter Technik und grenzenloser Spielfreude gewinnen die beiden Tastenakrobaten den Saiten ihrer Spezialpianos immer wieder verblüffende Seiten ab. Seit über einem Vierteljahrhundert gehören die beiden Zürcher Oberländer zu den Meistern ihres Genres.

Auf höchstem Niveau ist auch das Rahmenprogramm: Für kulinarische Höhenflüge sorgt das 3-Gang-Dinner. Weiterer Höhepunkt dieses Arrangements für Weltwoche-Abonnenten ist die Übernachtung in einem

Lodge-Zimmer des Hotels «Riverside» im Alpenchic-Ambiente. Nach einer erholsamen Nacht starten Sie mit einem reichhaltigen Frühstück in den neuen Tag.



Platin-Club-Spezialangebot

Chris & Mike: «SMILE»
Live-Spektakel im Hotel «Riverside», Glattfelden

Datum:
9. November 2019, 18.30 Uhr

- Programm:**
- 18.30 Uhr: Türöffnung
 - 19.00 Uhr: Opening Chris & Mike
 - 19.30 Uhr: 3-Gang-Dinner inkl. Mineralwasser, Bier, Wein, Kaffee
 - 21.00 Uhr: Musikshow Chris & Mike inkl. Übernachtung im Lodge-Zimmer mit Frühstück

Spezialangebot:
Fr. 249.– pro Person (statt Fr. 299.–)

Buchung:
Reservieren Sie Ihren Platz unter Tel. 043 500 92 92 – bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:
Seminar- und Eventhotel «Riverside»
Spinnerei Lettenstrasse
8192 Glattfelden
www.riverside.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Lügen wie gedruckt

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn Lügner Lügnern Lügen vorwerfen, dann sind wir mitten im heutigen Journalismus.

Eine gute Schlagzeile, so weiss jeder Journalist, muss knapp und knackig sein. Drei oder vier Worte sind ideal.

Der *Tages-Anzeiger* schaffte es soeben mit nur zwei Worten. Die Schlagzeile lautete: «Johnson lügt».

Noch knapper kann man die Geringschätzung des britischen Premiers nicht formulieren. Nun ist das Blatt mit seiner Anklage allerdings in bester Gesellschaft. Johnson ist «ein notorischer Lügner», schreibt etwa die *NZZ*. Er ist «ein notorischer Lügner», sagt das Schweizer Radio. Er ist «ein notorischer Lügner», weiss der *Spiegel*.

Wir wären damit bei einem aktuellen Trend in den Medien, der sich in letzter Zeit rasant zu einem journalistischen Volkssport entwickelt hat. Journalisten sind so etwas wie Lügendetektoren geworden. Kein Tag vergeht, ohne dass sie einen Politiker als Lügner enttarnen müssen.

«Putin lügt», sagt die *Welt*. «Erdogan lügt», weiss das *ZDF*. Orbán «baut auf Lügen», sagt die *NZZ*. Bolsonaro «verbreitet Lügen», weiss die *Süddeutsche Zeitung*. Bei Salvini sind «Lügen zu entlarven», sagt die *Aargauer Zeitung*.

Johnson, Putin, Erdogan, Orbán, Bolsonaro, Salvini. Wir sehen schnell, wer für die Journalisten die argen Lügenbolde sind. Es sind die Politiker, die im nationalkonservativen Lager stehen.

Links hingegen verstummen die Lügendetektive. Die zur Quasi-Sozialdemokratin mutierte Angela Merkel kann von Flüchtlingspolitik bis Energiewende noch so schwindeln, doch noch nie hat ein Journalist sie als «Lügnerin» abgekanzelt. Auch Emmanuel Macron gilt dank seiner Herkunft aus der sozialistischen Partei als unangreifbarer Wahrheitsapostel.

Einer fehlt natürlich noch in diesem Spiel. Es ist der Mann, mit dem die ganze Lügen-Hysterie auf den Redaktionen ihren Anfang nahm.

Alles begann im Frühjahr 2017 mit einem kleinen Gag der *Washington Post*. Nachdem Donald Trump hundert Tage im Amt war, publizierte die linksliberale Zeitung eine selbstverfertigte Statistik. Der Präsident habe in dieser Zeit 492-mal die Wahrheit verbogen. Dann entwickelte sich der kleine Gag zur grossen Besessenheit. Seitdem zählen die Journalisten der *Post* jeden Tag erbittert nach, was man Trump an neuen Unwahrheiten in die Schuhe

schieben könnte. Bei der letzten Abrechnung im August war man bei 12 019 präsidentialen Lügen angekommen.

Mit der *Washington Post* nahm der Lügen-Hype auf den Redaktionen seinen Anfang. Er verbreitete sich dann schnell auch in den deutschsprachigen Raum, wo auf Redaktionen besonders viele Moralpolizisten sitzen.



Einer fehlt noch: US-Präsident Trump.

«Trump lügt immer mehr», weiss nun der *Blick*. «Trump lügt oft mehrmals am Tag», zählt nun der *Spiegel*. «Trump lügt wie am Fließband», sagt nun der *Tages-Anzeiger*.

Neue Massstäbe

Originell an der Geschichte ist vor allem, dass sich hier zwei sehr wesensverwandte Milieus kreuzen. Nirgendwo wird mehr gelogen als bei den klassischen Überzeugungstätern in den Medien und in der Politik. Das wissen, in eigener Sache, sowohl Journalisten wie Politiker sehr genau. Die journalistische Kritik an der Lügenpolitik ist denn genauso eskaliert wie auf der Gegenseite die politische Kritik an der Lügenpresse. Auch hier hat die Ära Trump neue Massstäbe gesetzt. Die Medienbranche heisst bei ihm meist nur noch «Fake News Media».

Besonders ulkig wird der Schlagabtausch jeweils dann, wenn die Journalisten die Politiker mit dem traditionellen Vergleich aus dem eigenen Gutenberg-Gewerbe attackieren. «Putin lügt wie gedruckt», schreibt dann das Newsportal *Watson*. «Trump lügt wie gedruckt», schreibt dann die *Schweizer Illustrierte*. Wie gedruckt.

Öko-Hysterie

Von Henryk M. Broder — Jesus soll nicht mehr Esel reiten.

Wie immer man das nennt, was auf dem Gebiet von Klima- und Umweltschutz grade passiert, es hat etwas Unheimliches und Wahnhafes an sich. Vieles spricht dafür, dass wir es mit einer säkularen Ersatzreligion zu tun haben, viel strenger und radikaler als die alten Mainstream-Religionen. Der Rummel um ein sechzehn Jahre junges Mädchen, das sich opfert, um die Welt zu retten, kann rational nicht erklärt werden. Und dort, wo es irrational zugeht, wo Gefühle und guter Wille die Vernunft überrundet haben, steht ein deutscher Mensch oder eine Menschin auf und sagt: «Es geht noch besser!» Mal ist es die Ministerin für Umwelt und Naturschutz, die sich ständig etwas einfallen lässt, das sie verbieten möchte – zuletzt Plastiktüten und Ölheizungen – mal ein deutscher Formel-1-Weltmeister, der zu einem Formel-1-Rennen mit dem Zug anreist, weil er «ein Zeichen für den Klimaschutz setzen» möchte. Der in der Schweiz steuersparend lebende Sebastian Vettel hat dafür eine unwiderlegbare Begründung: «Es gibt sehr viele Leute auf dem Planeten. Wenn alle ein bisschen was machen, ist das schon extrem viel mehr, als wenn alle genau das machen, was sie immer gemacht haben.»

Das ist ohne Zweifel richtig. Wenn «alle» nur einmal am Tag für zehn Minuten das Atmen einstellen würden, wäre der Planet gerettet. Alternativ dazu könnten Autorennen verboten werden, aber so weit würde Sebastian Vettel nicht gehen. Das umweltschädliche Herumfahren im Kreise ist zwar vollkommen sinnlos, aber auch das Einzige, was er gelernt hat.

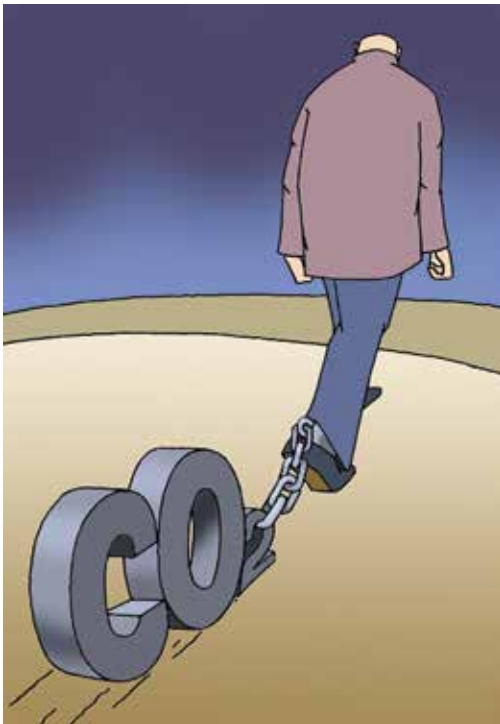
Das ist freilich noch lange nicht der Höhepunkt der grassierenden Öko-Hysterie. Die deutsche Sektion der Tierschutzorganisation Peta (People for the Ethical Treatment of Animals) hat die Veranstalter der Oberammergauer Passionsspiele aufgefordert, bei der nächsten Spielzeit im kommenden Jahr keine Tiere einzusetzen. Insbesondere «der Ritt eines erwachsenen Mannes auf einem Esel» sei «nach heutigen Erkenntnissen tierschutzwidrig». Deswegen sollte Jesus «nicht mehr auf einem Esel reisen», sondern sich mit «einem E-Roller oder mit einem anderen tier- und umweltfreundlichen Elektromobil fortbewegen».

Demnächst wird Peta einen Aufruf an die Israeliten richten, bei ihrem langen Marsch durch die Wüste keinen Müll zurückzulassen.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Zweibeiner ohne Federn angesichts der bevorstehenden Klimakatastrophe noch furzen? *Ernst Ziegler, St. Gallen*

Den Körper vom Methandruck zu erleichtern, ist grundsätzlich keine Sünde, sofern man damit keine Mitmenschen belästigt. Wer an die menschengemachte Treibhauskatastrophe glaubt, kann seiner Seele mit einem diskreten Obulus an Klimaretter seiner freien Wahl Erleichterung verschaffen. Auch der angemessene Betrag kann frei bestimmt werden, misst er sich doch an der subjektiv empfundenen Klimascham. Dieser Logik folgend, sind ungläubige Zweibeiner wie auch Affen oder Kängurus von der Klimabusse befreit. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Das Asylgesetz war schon von Anfang an verhängnisvoll.»

Ernst Zürcher

Ineffizient, ungerecht

Nr. 36 – «Der grosse Selbstbetrug»; Philipp Gut über das Asylwesen

Man kann dem Autor nur gratulieren zu diesem ungeschminkten Artikel. Aber das Asylgesetz war schon von Anfang an verhängnisvoll. Es wurde immer wieder (kosmetisch und erfolglos) revidiert. Der ihm inhärente Grundgedanke, dass jeder der x Milliarden Menschen dieses Globus von der Schweiz ein individuelles Recht erhält, bei uns ein Gesuch einzureichen mit der Erwartung, es müsse auch behandelt werden, ist jenseits von Gut und Böse.

Und dann der Vollzug. Ineffizient in höchstem Masse, ungerecht. Man könnte Bände füllen. Einmal hat der seinerzeitige Flüchtlingsdelegierte Peter Arbenz in Eigenregie eine Weisung verfasst, nach der ein Gesuch nur angenommen wird, wenn rechtsgültige Papiere vorgelegt werden. Die Papiervorweis-Quote stieg vom Promillebereich auf gut zwei Drittel. Sofort waren Richter zur Stelle, die dieses Vorgehen untersagten, und die Papierquote sank wieder in den Promillebereich. Dass 40 000 meist männliche und junge Eritreer unter dem Titel «Asyl» einreisen konnten und mit grösster Wahrscheinlichkeit hierbleiben können, stellt eigentlich einen Gesetzesbruch durch den Bund dar. Das widerspricht dem Sinn eines Asylgesetzes.

Ernst Zürcher, per E-Mail

Ich bin ganz sicher eine Lehrerin

Nr. 36 – «Lehrperson»; Kommentar von Rico Bandle

Seit eine weibliche Schulperson (acht Jahre alt) kichernd festgestellt hat, dass mein Busen beim Hüpfen wackelt, weiss ich ganz sicher: Ich bin eine Lehrerin. Eine weibliche.

Gudrun Maurer, Oftringen

Zu Ihrem Artikel ein Vers aus meinem Buch «Grendelmeiers Reich der Menschen»:

Pausen

In Pausen sitzen doch die Lehrpersonen immer vereint beim Tee in ihrem Lehrpersonenzimmer. Die Schulpersonen schätzen dann – in einem Satz! – den dadurch lehrpersonenfreien Pausenplatz.

Alex Grendelmeier, per E-Mail

Der Begriff Lehrperson verbindet sich in meiner Vorstellung jeweils fest mit einer alleinstehenden, kinderlosen weiblichen Person, die nach der Menopause kurz vor der Pensionie-



«Das widerspricht dem Sinn eines Asylgesetzes.»

rung steht. Da indessen der weibliche Begriff Lehrperson auch männliche Lehrpersonen umfasst, ist diese Vorstellung gendermässig natürlich völlig unkorrekt. Da man aber klare Begriffe wie «Lehrerin» oder «Lehrer» scheut, schlage ich den verschwommenen, aber gendergerechten Begriff «Lehrpersonal» vor. *Niklaus Strolz, Zürich*

Wer den Zeitgeist heiratet, ist schnell Witwe

Nr. 36 – «Wie rechts ist die AfD?» von Wolfgang Koydl

Viele Menschen im Osten haben seit geraumer Zeit das Gefühl, dass ihnen etwas übergestülpt wird, was sie gar nicht wollen. Politiker und Journalisten sehen sich immer mehr als Volkserzieher und Erklärer der Wirklichkeit. Bei öffentlicher und veröffentlichter Meinung gab es früher weniger Dissonanzen. Da ändert Angela Merkel mal wieder flugs ihre Meinung, und schon ist der Weg frei. Anpassung bis zur Selbstverleugnung, Beliebigkeit, Inhaltslosigkeit und eine Politik ohne Haltung sind bei Frau Merkel ja nichts Neues. Atomausstieg im Alleingang – so funktioniert Demokratie im 21. Jahrhundert oder besser: in merkelschen Zeiten. So viel DDR war noch nie! Da hat man gerade im Osten der Republik ein feines Gespür. Wer den Zeitgeist heiratet, ist schnell Witwe. Das hat die AfD erkannt – insofern sind die Wahlergebnisse keine Überraschung.

Chris Dasch, Saulgrub (D)

Die AfD in den Geist des Rütli zu stellen und die oberflächlichen Phrasen des Parteiprogramms als Beweis für ihre Bürgerlichkeit zu sehen («für einen schlanken Staat, der dem Bürger dient»), ist bestenfalls naiv. Die AfD ist ein Sammelbecken von Sozialverlierern und expliziten Geschichtsleugnern. Die AfD bietet dumpfen Protest und hetzt ohne Ausnahme gegen alles Fremde. Schauen Sie sich mal die Auftritte der AfD-Abgeordneten in den Parlamenten an – habe noch nie sinnvolle Vorschläge zur Lösung von Problemen gehört.
Albrecht Zimmermann, Lachen

Engel ohne CO₂-Ausstoss Zur Klimadebatte

Alles falsch! Ich schlage auf der ganzen Welt, und insbesondere in der Schweiz, einen massiven Ausbau der Gefängnisse vor. Dort können die Bürger mit minimalem CO₂-Ausstoss in der Virtual Reality das Leben geniessen. Zu diesem Zeitpunkt fliege ich als Engel im Himmel ohne CO₂-Ausstoss und kann mich bei Gelegenheit durch ein Loch im Himmel auf die gehirnlosen Politiker erleichtern. Wünsche den Greta-Anhängern viel Spass.
Peter Goldstern, Lessoc

An alle Haushalte verteilen Sonderheft «Klimawandel für die Schule – Ein Lehrmittel»

Das Spezialheft ist etwas vom Besten, was ich seit langem zu diesem Thema gelesen habe. Vielen Dank für die Zusammenstellung dieser Lektüre. Das Heft sollte eigentlich als Kontrapunkt zur allgemeinen Hysterie der Mainstream-Medien an alle Haushalte der Schweiz verteilt werden, um dadurch eine ausgewogenere Information zum Thema Klimaveränderung zu erreichen.
Markus Kreis, Bözberg

Korrigenda

Im Artikel «Gutes Gold – böses Gold» (Sonderheft «Ressourcen der Zukunft» vom 29. August) schrieben wir im Zusammenhang mit der Mine Cecomip von einer Fairtrade-Mine. Es handelt sich aber um eine Fairmined-zertifiziertenmine. Wir bitten um Entschuldigung.
Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Hätten wir keine Kinder, wäre ich wohl nicht mehr mit meiner Frau zusammen. Viele meiner Freunde können nicht verstehen, dass wir uns nicht schon längst getrennt haben. Aber sind Kinder, zumindest solange sie noch zu Hause sind, nicht Grund genug, eine Beziehung aufrechtzuerhalten? *Reto G., Amriswil*

Sie glauben, dass, wenn Sie keine Kinder hätten, Sie wohl nicht mehr mit Ihrer Frau zusammen wären. Und dass viele Ihrer Freunde nicht verstehen können, dass Sie nicht längst geschieden sind. Da Sie Kinder haben, können Sie wohl schwerlich beurteilen, was wäre, wenn Sie keine Kinder hätten. Sich zu fragen: Wie wäre es, wenn man es anders hätte?, ist eher eine müssige Frage, denn eine Antwort auf das «Was wäre, wenn...?» weiss man in der Regel nicht. Und was Ihre Freunde angeht: Ist das so wichtig, was sie über Ihre Beziehung denken? Und ist es so entscheidend, was sie über Ihre Ehe sagen? Diese können Ihre Ehe ja nicht beurteilen, denn man sieht als Aussenstehender nur an die Ehe anderer

heran, nicht aber in diese hinein. Ob Kinder nicht Grund genug sind, eine Beziehung aufrechtzuerhalten, kann nicht allgemein beantwortet werden.

Zumindest sind Kinder meist ein wichtiger Faktor, warum Eheleute beieinanderbleiben. Vielfach auch, weil die Eltern sehen, dass eine Scheidung für Kinder meist schmerzhaft ist. Für Sie persönlich scheint das zumindest der wesentliche Grund zu sein, warum Sie noch mit Ihrer Frau zusammen sind. Unehrenhaft ist dies meines Erachtens keineswegs. Ich nehme an, Sie tun es, weil Sie der Meinung sind, das sei im Interesse Ihrer Kinder. Und das ist ja kein schlechtes Motiv. Ihren Bemerkungen entnehme ich, dass es für Sie sogar der wahre Grund, sogar das einzige Motiv ist, warum Sie mit Ihrer Frau zusammenbleiben.

Was soll denn daran falsch sein? Sie können höchstens bedauern, dass es keinen anderen Grund mehr gibt. Ob Ihre Meinung den wahren Sachverhalt wiedergibt, müssen Sie selbst ergründen. Eheleute bilden sich diesbezüglich oft viel ein.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.

Mit Bildern
und
Illustrationen





Beunruhigender Machtanspruch: Chefankläger Lauber.

Falscher Glanz

Für seine Anhänger ist Michael Lauber ein Macher, der die Bundesanwaltschaft auf Vordermann gebracht hat. Hinter der glatt polierten Fassade zeigt sich auch Anderes.

Von Katharina Fontana

Seine Zukunft als Bundesanwalt steht auf Messers Schneide. Der 25. September könnte für Michael Lauber zu dem Tag werden, an dem ihn die Vereinigte Bundesversammlung in die Wüste schickt. 2011 gewählt, um die von Affären durchgerüttelte Bundesanwaltschaft in ruhige Gewässer zu führen, droht dem 53-Jährigen dasselbe Schicksal wie seinem Amtsvorgänger Erwin Beyeler. Dieser musste namentlich wegen des rechtswidrigen Einsatzes des Drogenhändlers Ramos im Verfahren gegen den später freigesprochenen Bankier Oskar Holenweger den Hut nehmen. Bei Lauber sind es die durch ein Datenleck publik gewordenen informellen Treffen mit dem Fifa-Präsidenten Gianni Infantino 2016 und 2017, die ihn in die Bredouille gebracht haben.

Zunächst sah es danach aus, als ob der talentierte Kommunikator Lauber die Parlamentarier auf seine Seite ziehen und sie überzeugen

könne, dass es sich bei den nichtprotokollierten Zusammenkünften mit Infantino – die Fifa ist im Fussball-Verfahrenskomplex Privatklägerin und damit Partei – um ein übliches Vorgehen bei schwierigen Fällen handle, um eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert. Letzte Woche dann die Überraschung: Die Gerichtskommission des Parlaments, die Lauber mehrfach angehört

Es gibt viele Nebengeleise, die einen von den wesentlichen Fragen wegführen können.

hatte, sprach sich plötzlich gegen seine Wiederwahl aus. Die Zweifel waren zu gross geworden: Der Bundesanwalt habe seine Amtspflichten grobfahrlässig verletzt, befand die Mehrheit der Kommission. Das wiederum hat Laubers Unterstützer auf den Plan gerufen: So stellt sich

etwa der Vorstand der Schweizerischen Staatsanwälte-Konferenz (SSK) hinter Lauber und lobt dessen Arbeit in den höchsten Tönen. Lauber selber bleibt auch nicht untätig und hat für seinen «Wahlkampf» eine PR-Agentur angeheuert.

Von handzahn zu bissig

Es gibt viele Nebengeleise in der Causa Lauber, die einen von den wesentlichen Fragen wegführen können. Da ist zum einen die wechselhafte Rolle der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft (AB-BA). All die Jahre hatte sie Lauber gute Zeugnisse ausgestellt, das Einvernehmen schien ausgezeichnet, bis Anfang 2019 Hanspeter Uster das Präsidium der AB-BA übernahm. Uster interpretierte seine Aufgabe deutlich anders als seine Vorgänger und wollte die geheimen Treffen von Lauber und Infantino nicht ein-

fach hinnehmen. So kündigte die AB-BA im Mai an, dass man das Vorgehen Laubers im Fifa-Verfahren disziplinarrechtlich untersuchen wolle. Dieser plötzliche Wechsel der AB-BA von einer handzahmen Behörde zu einer bissigen Aufpasserin erstaunte viele Beobachter und liess Kritik laut werden, dass der neue Präsident überreagiere.

Da ist zum andern die Renitenz, mit der sich der Bundesanwalt gegen die AB-BA stellt. Statt Fehler einzuräumen, ging Lauber zum Gegenangriff über und klagte vor den Medien, die Aufsichtsbehörde gefährde die Unabhängigkeit der Bundesanwaltschaft und beschwöre eine institutionelle Krise herauf. Er wehrte sich juristisch dagegen, die Disziplinaruntersuchung an einen externen Experten zu delegieren, und legte Beschwerde gegen einen Richter des Bundesstrafgerichts ein, der sich negativ über ihn geäussert haben soll. Auch wenn die Meinungen in der Causa Lauber auseinandergehen, so dürfte man sich wohl in einem Punkt einig sein: Die öffentlich ausgetragenen Querelen der letzten Wochen, die auch international vermerkt wurden, haben der Bundesstrafjustiz keinen Gefallen erwiesen.

Doch das sind, wie erwähnt, eigentlich nur Nebengeleise. Für den Entscheid, ob der Bundesanwalt für eine weitere Amtszeit gewählt werden soll, sind andere Punkte massgebend. Hauptfrage ist, ob die undurchsichtigen Treffen Laubers mit Infantino als so gravierend anzusehen sind, dass der Bundesanwalt nicht mehr voll vertrauenswürdig erscheint. Und falls die Antwort «Ja» lautet, stellt sich die Frage, ob Lauber dermassen kompetent und erfolgreich ist, dass man Gnade vor Recht ergehen und ihn nicht über die Klinge springen lassen sollte.

Was den ersten Punkt angeht, gibt es nichts zu deuteln. Die eidgenössische Strafprozessordnung ist klar: Alle Verfahrenshandlungen sind zu protokollieren. Dass sich der Bundesanwalt in komplexen internationalen Verfahren mit den Parteien über gewisse Fragen zum Vorgehen abspricht, mag zwar angehen. Doch wenn er dies tut, dann selbstverständlich in offiziellem Rahmen, an einem der Standorte der Bundesanwaltschaft, und er lässt den wesentlichen Inhalt der Gespräche dokumentieren.

Selbst Nichtjuristen spüren, dass es unsauber ist, wenn sich der höchste Strafverfolger mit einer der Parteien das eine Mal in einem Hotel und das andere Mal in einem Restaurant trifft und niemand davon erfahren soll. Und wenn er und seine Begleiter – einer davon ein Walliser Staatsanwalt, der mit den Fifa-Verfahren nichts zu tun hat – bezüglich der Meetings fragwürdige Gedächtnislücken aufweisen und später nur gerade so viel zugeben, wie man ihnen nachweisen kann. Die Kritik an Lauber ist völlig berechtigt. Nota-

bene hat auch das Bundesstrafgericht in Bellinzona die unprotokollierten Treffen mit Infantino in einem Urteil vom Juni als widerrechtlich angesehen und den Bundesanwalt deshalb in mehreren Fifa-Verfahren für befangen erklärt.

Junge, unerfahrene Ermittler

Zum zweiten Punkt: Schaut man auf die bisherige Amtszeit von Michael Lauber zurück, zeigt sich, dass das perfekte Bild, das seine vielen Anhänger von ihm zeichnen, Risse aufweist. Sicher, ein Bundesanwalt wird es nie allen recht machen können. Bei Lauber finden die einen, er sei mutlos und bringe zu wenige Dossiers zur Anklage, die anderen werfen ihm vor, er kümmere sich vor allem um medienwirksame Fälle, selbst wenn diese gar nicht in seine Kompetenz fielen. Der Bundesanwalt hat seit seinem Amtsantritt 2012 durchaus Erfolge erzielt, so errang er Schuldsprüche gegen IS-Anhänger, gegen korrupte Bundesangestellte oder gegen den Financier Dieter Behring. Ein Misserfolg war beispielsweise der unter dem Namen «Quatur» bekannt gewordene Mafiabfall, der nach jahrelangen Ermittlungen mit einem Freispruch endete, oder die gescheiterte Anklage gegen die Tamil Tigers. Handkehrum machte Lauber international eine gute Figur, konnte in bedeutenden Fällen Rechtshilfe leisten und stattliche Geldbeträge beschlagnahmen.

Die Mängel, die man Lauber vorhalten kann, liegen anderswo. Augenfällig sind die Probleme beim Personal, das der Bundesanwaltschaft reihenweise den Rücken kehrt oder von Lauber selber auf die Strasse gestellt wurde. Die Fluktuationsrate ist unter Laubers Ägide laufend gestiegen – 2018 nahm fast jeder sechste der festangestellten Mitarbeiter den Hut.

Nun mag es immer individuelle Gründe geben, warum jemand den Job aufgibt. Auch dass so manche Trennung mit Getöse erfolgte und viel von mangelnder Wertschätzung der Direktion gegenüber den Mitarbeitern die Rede war, muss nicht unbedingt gegen den Bundesanwalt sprechen; Reorganisationen, wie Lauber sie vorgenommen hat, laufen meist nicht ohne Verletzungen der einen oder anderen Art ab.

Klar ist aber, dass Laubers unzimperliches Vorgehen ins Geld ging: Wie dem Tätigkeitsbericht der AB-BA von 2015 zu entnehmen ist, kostete die Amtsenthebung von zehn Personen rund 1,3 Millionen Franken. Einige der

ausgemusterten Staatsanwälte gingen zudem später vor Bundesverwaltungsgericht: Lauber habe diese ungerechtfertigt des Amtes enthoben, meinten die Richter und sprachen den Betroffenen saftige Entschädigungen im Umfang von mehreren Monatslöhnen zu. Die AB-BA hielt sich trotz der beachtlichen finanziellen Folgen von Laubers brachialer Personalpolitik damals mit Kritik auffallend zurück und begnügte sich mit der Aussage, dass «eine solche Situation die Ausnahme bleiben» müsse.

Für Bedenken sorgt vor allem, dass es oftmals erfahrene Staatsanwälte sind, welche die Bundesanwaltschaft verlassen, und dass langjährige Strafverfolger aus den Kantonen wenig Interesse daran haben, zum Bund zu wechseln. «Als kantonaler Staatsanwalt ist man unabhängig, in der Bundesanwaltschaft dagegen wird man zu einem Justizfunktionär degradiert, der in ein Geflecht aus Direktiven eingebunden ist. Das lähmt die Kreativität, die man bei Ermittlungen benötigt», erzählt ein Waadtländer Staatsanwalt, der schon nach kurzer Zeit bei der Bundesanwaltschaft den Bettel hinwarf und zum Kanton zurückging, wo er zuvor viele Jahre als Strafverfolger tätig gewesen war. Der Bundesanwaltschaft fehlten versierte Staatsanwälte, die wüssten, wie man ein Verfahren führe, ist aus verschiedenen Quellen zu hören. Stattdessen gebe man

Assistenzstaatsanwälten, die kaum praktische Erfahrung vorweisen könnten, zentrale Verantwortung.

Tatsächlich hat die Zahl der Assistenzstaatsanwälte laufend zugenommen. 2012 beschäftigte Lauber acht Assistenzstaatsanwälte, 2015 waren es deren vierzehn. 2018 betrug die Zahl der Assistenzstaatsanwälte 43 – neben 38 ordentlichen Staatsanwälten. Ein Gutteil der Strafverfolger beim Bund sind also junge, unerfahrene Leute – das ist doch erstaunlich.

Auffällig ist auch, dass ein Drittel bis ein Viertel des Personals nicht opera-

tiv tätig ist, sondern im Generalsekretariat arbeitet. Die Administration sei aufgeblasen, ist denn auch ein oft gehörter Vorwurf. Dieser Umstand ist auch der AB-BA in die Nase gestochen: Sie hat das Generalsekretariat inspiziert, den entsprechenden Bericht aber noch nicht abgeschlossen, wie sie auf Anfrage mitteilt.

Lauber selber hat vor seiner Zeit bei der Bundesanwaltschaft nie als Staatsanwalt gearbeitet und vertritt selber keine Anklagen vor dem Bundesstrafgericht. Dass er sich in



Fifa-Präsident Infantino.

Statt Fehler einzuräumen, ging der höchste Strafverfolger zum Gegenangriff über.

Bellinzona so gut wie nie zeigt, wird dort durchaus registriert und nicht von allen geschätzt. Er sei eben ein Macher, der dank seiner Managementfähigkeiten den schwierigen Laden im Griff habe und die Verfahren zackig, effizient und zielstrebig führe, betonen seine Unterstützer. Allerdings ist das Bild auch hier nicht so glänzend, wie es gerne dargestellt wird. Das zeigt, um nur ein Bei-

Lauber hat sich im Fifa-Komplex über klare strafprozessuale Regeln hinweggesetzt.

spiel zu nennen, ein vor wenigen Tagen publizierter Entscheid des Bundesstrafgerichts, aus dem hervorgeht, dass ein 2012 eröffnetes Geldwäschereiverfahren bis zur Einstellung im Jahr 2018 von insgesamt vier Staatsanwälten hintereinander betreut wurde.

Undurchsichtige Interessen

Der öffentliche Streit um Lauber macht deutlich, wie politisiert die Wahl des Bundesanwalts durch das Parlament ist. Es ist schwer durchschaubar, welche Interessen genau mitspielen. Wenn etwa der Baselbieter SP-Ständerat Claude Janiak öffentlich klagt, dass gegen den Bundesanwalt eine Kampagne laufe und es verschiedene Leute mit Agenden gebe – «Parlamentarier, zum Beispiel Anwälte, denen die Bundesanwaltschaft auf die Füsse getreten ist» –, mag das zutreffen. Doch dasselbe gilt eben auch für Laubers Fürsprecher. Wenn im Parlament sitzende Anwälte, die schwerreiche Kasachen oder nigerianische Clans vertreten, Lauber durch alle Böden verteidigen, dürfte sich der eine oder andere ebenfalls fragen, warum sie mit dem Bundesanwalt dermassen zufrieden sind. Und wenn man weiss, dass im Vorstand der Staatsanwälte-Konferenz, die sich bei den Parlamentariern für Lauber starkmacht, teils Personen Einsitz haben, die mit AB-BA-Präsident Hanspeter Uster über Kreuz stehen, zeigt sich deren Wahlempfehlung auch in einem etwas anderen Licht.

Kommen wir zum Fazit: Die Kritik am Bundesanwalt mag zum Teil politisch motiviert sein, doch ändert das nichts daran, dass Vorbehalte ihm gegenüber berechtigt sind. Lauber hat sich im Fifa-Komplex über klare strafprozessuale Regeln hinweggesetzt, sein Widerstand gegen die Aufsichtsbehörde zeugt von einem beunruhigenden Machtanspruch, und in seiner Organisation läuft bei weitem nicht alles rund. Wird sich die Bundesversammlung nochmals hinter Lauber stellen, zeigt sie, dass sie einen starken Mann an der Spitze der Bundesanwaltschaft möchte. Einen, der sich von niemandem dreinreden lässt und der in dieser machtvollen Position schalten und walten kann, wie es ihm beliebt. ○

Offene Grenzen, Ohren auf Durchzug

Gedränge in den Zügen, Staus auf den Strassen, explodierende Sozialhilfekosten, Lohndruck, steigende Mieten: Bei der Debatte über die Begrenzungsinitiative blenden die Befürworter der ungesteuerten Masseneinwanderung die Probleme gerne aus. *Von Hubert Mooser*

Wenn es im Parlament gegen eine Initiative der SVP geht, sitzt Kurt Fluri (FDP), Stadtpräsident von Solothurn, Nationalrat und Präsident der Staatspolitischen Kommission (SPK), meistens in der ersten Reihe – wie am 16. September wieder bei der Beratung der Begrenzungsinitiative im Nationalrat. Fluri tritt als Sprecher der SPK an, um die von ihm beinahe zum Dogma überhöhte Personenfreizügigkeit mit der EU zu verteidigen und die Initiative für eine massvolle Zuwanderung zu bekämpfen.

Unübliche Doppelrolle

Als Kommissionssprecher hat man mehr Redezeit, die Sichtbarkeit in den Medien steigt. Allerdings entspricht es nicht ganz den Gepflogenheiten des Parlaments, dass Fluri gleich ein Doppelmandat übernimmt.

«Es ist ungewöhnlich und kommt selten vor, dass ein Kommissionspräsident bei einem Sachgeschäft auch als Sprecher auftritt», sagt SVP-Nationalrat Lukas Reimann (SG), Präsident der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz und in dieser Funktion auch Co-Präsident der Begrenzungsinitiative. Fluri gibt ihm auf Anfrage recht, betont jedoch, das Amt sei ihm von Kommissionsmitgliedern angetragen worden. «Ich habe dabei ausdrücklich gesagt, dass ich es nur übernehme, wenn die Mehrheit der Kommission dies so wünscht.» Es habe keine Gegenstimme gegeben.

Bei Fluri hat diese Doppelrolle aber schon fast System, seit er 2016 den Pakt zwischen SP

und FDP einfädelt, der zur Nichtumsetzung der von Volk und Ständen 2014 angenommenen Volksinitiative gegen die Masseneinwanderung (MEI) führte. Weil er das aus Sicht seiner Mitstreiter so gut gemacht hat, schoben sie ihn im Frühjahr 2018 auch bei der Beratung der Selbstbestimmungsinitiative prominent nach vorne. Nun darf er ein weiteres Mal ran: Die Begrenzungsinitiative ist für Fluri gewissermassen ein Déjà-vu-Erlebnis, wie er zu sagen pflegt. Tatsächlich sahen sich Auns und SVP nach der Nichtumsetzung der MEI

Fragt man Fluri, ob die Schweiz dieses Bevölkerungswachstum verkraften könne, weicht er aus.

genötigt, eine weitere Initiative aufzugleisen, zur Steuerung des grossen Zustroms an Migrantinnen.

Bald zehn Millionen Einwohner

Dazu ein paar Zahlen und Fakten. In den letzten dreizehn Jahren ist die Einwohnerzahl der Schweiz um eine Million gestiegen. Das reale Bevölkerungswachstum überholt regelmässig die prognostizierten Szenarien des Bundesamtes für Statistik (BFS). 1984 ging das BFS im mittleren Szenario für 2025 von einer Schweiz mit gut 6,8 Millionen Einwohnern aus. Ende des letzten Jahres lebten hierzulande aber bereits 8,5 Millionen Menschen. Spätestens 2040 werden es nach den jüngsten Prognosen des BFS 10 Millionen sein.

Fragt man Fluri, ob die Schweiz seiner Ansicht nach ein solches Bevölkerungswachstum verkraften könne, weicht er aus. «Das ist die falsche Frage», findet er. Die Begrenzungsinitiative verlangt die Kündigung der Personenfreizügigkeit. Die SVP nehme damit auch die Auflösung aller bilateralen Verträge in Kauf. Wenn sie die Zuwanderung steuern wolle, dann müsse sie das über Drittstaatsangehörige und den Familiennachzug tun und nicht über die Personenfreizügigkeit.

Die Konsequenzen der gegenwärtigen Entwicklung bekommen die Bürgerinnen und Bürger allerdings täglich zu spüren. Gedränge in den Zügen, Staus auf den Strassen, explodierende Sozialhilfekosten bei den Ge-



Déjà-vu-Erlebnis: Nationalrat Fluri.



Das reale Bevölkerungswachstum überholt die Szenarien des Bundesamts für Statistik.

meinden, verbaute Landschaften, Druck auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt. Die Belastung der Schweiz lässt sich anhand eines Vergleichs mit Grossbritannien illustrieren. Das Königreich, bevölkerungsmässig fast achtmal grösser, nahm 2015, als die Zuwanderung einen Höchststand erreichte, gegen 637 000 Migranten auf. In der Schweiz waren es 2018, als die Zuwanderung nach offizieller Darstellung auf einen Tiefststand sank, rund 75 000 Migranten. Sie hat also im Verhältnis zur Einwohnerzahl in einem Jahr mit verhältnismässig geringer Migration in etwa die gleiche

Zuwanderung erfahren wie die Briten zum Zeitpunkt maximaler Migration.

Für SPK-Kommissionspräsident und -sprecher Fluri ist das alles offenbar kein Problem. Im Juni und August peitschte er die Begrenzungsinitiative durch die Vorberatung. Fluri habe mit Hilfe seiner sozialliberalen Streitmacht in der SPK konsequent Diskussionen über die Folgen einer ungebremsten Zuwanderung abgeklemmt, moniert Reimann. Er habe dazu auch keine Experten eingeladen. «Wir haben Professor Reiner Eichenberger vorgeschlagen, dann Vertreter der Umwelt-

organisation Ecopop», so Reimann weiter. «Passiert ist nichts.»

Fluri hat stattdessen nach eigenen Angaben den Arbeitgeberverband, Gewerkschaften und Bundesrätin Karin Keller-Sutter angehört. Wobei die Bundesrätin selbst kein Wort sagte, wie Kommissionsmitglieder sich erinnern. Sie liess ihre Mitarbeiter reden. Von den Initianten wurde SVP-Präsident Albert Rösti angehört.

Ungebremster Landverschleiss

Ehrlicherweise muss man aber auch sagen, dass die Anhörung von zusätzlichen migrationskritischen Experten am Lauf der Debatte wohl nicht viel geändert hätte. Denn die Anti-SVP-Koalition hatte schon vor der eigentlichen Beratung im Parlament die Weichen so gestellt, dass es für sie «richtig» herauskommt.

Im Mai hatten nämlich die Bundesräte Karin Keller-Sutter (FDP) und Alain Berset (SP) vor den Medien verkündet, die Sozialpartner hätten nun die Reihen geschlossen. «Es stehen in nächster Zeit wichtige europapolitische Entscheide an, wo das Zusammengehen der Sozialpartner wichtig sein wird», betonte Keller-Sutter. Sie hatte dabei die Begrenzungsinitiative vor Augen – und gab bei dieser Gelegenheit auch zu, dass «die Personenfreizügigkeit naturgemäss zu mehr Konkurrenz im Arbeitsmarkt führt». Der Bundesrat und die Sozialpartner seien sich deshalb einig, dass zusätzliche wirtschafts- und sozialpolitische Massnahmen sinnvoll und nötig seien, um die inländischen Arbeitskräfte im Konkurrenzkampf zu stärken oder sie mit einer Überbrückungsrente für über sechzigjährige angesteuerte Arbeitslose abzusichern.

Über die Folgekosten dieser Verrentung älterer Arbeitsloser, über die galoppierenden Kosten, die der Ausbau der Infrastruktur verursacht, über steigende Mieten, ausufernde Sozialkosten und den ungebremsten Landverschleiss sprach niemand mehr, schon gar nicht SPK-Präsident Fluri. Dabei müsste es eigentlich keiner besser wissen als er, dass das horrende Bevölkerungswachstum der Schweiz grossen Druck auf Natur und Landschaft ausübt. Fluri ist nämlich nebenbei auch Präsident der Stiftung für Landschaftsschutz, einer Organisation, die seit Jahren auf den ungebremsten Landverschleiss hinweist und eine Initiative nach der anderen lanciert.

Im Vorstand dieser Stiftung sitzen nebst Fluri Politiker wie die Nationalräte Beat Jans (SP), Beat Flach (GLP) oder die Ständeräte Werner Luginbühl (BDP) und Robert Cramer (Grüne). Es sind zufällig auch die Vertreter jener politischen Allianz, die am lautesten für die Personenfreizügigkeit und eine ungebremste Zuwanderung weibelt – und die Ohren auf Durchzug stellt, wenn es um deren Folgen geht. ○

Die neue Frau am Megaphon

Die Millennial-Sozialisten sind ein internationales Phänomen. Ihre Anführerin in der Schweiz ist Juso-Chefin Ronja Jansen. Wie kann es sein, dass sie sich von einer Lehre, die einst zu Diktatur und Terror führte, eine goldene Zukunft verspricht? Von Erik Ebnetter

Noch bevor Ronja Jansen am 31. August zur Juso-Präsidentin gewählt wurde, forderte sie die Verstaatlichung der Grossbanken. Das ist ein altes Anliegen der Jungsozialisten, zu finden schon in Dokumenten aus ihrer Gründungszeit, den 70er Jahren. Damals, nach den Erschütterungen durch eine marxistische Studentenbewegung, gelang es einer Generation junger Linken, das Bürgertum mit klassenkämpferischen Parolen zu verschrecken. Alfred Schaefer, der Präsident der Bankgesellschaft, warnte 1974 in einem Referat an der Generalversammlung, es «wäre geradezu töricht», die Grossbanken der öffentlichen Hand zu übergeben. Eineinhalb Jahrzehnte später war der Sozialismus am Ende, säkular gescheitert, von der Wirklichkeit widerlegt. Die Jusos von einst marschierten längst schon durch die Institutionen, allen voran Peter Nobel, ihr erster Präsident, der eine brillante Karriere als Professor und Anwalt machte – Spezialgebiet: Banken- und Finanzmarktrecht. Frei nach Victor Hugo: Nichts ist schwächer als eine Idee, deren Zeit vorüber ist.

Viel Persönliches war zu erfahren

Und plötzlich war der Sozialismus wieder da – und mit ihm die Juso, die 2007, pünktlich zur Weltfinanzkrise, das Präsidium wieder einführen, um die basisdemokratische Lähmung, die sie zwischenzeitlich ergriffen hatte, zu lockern. Der neue Peter Nobel hiess Cédric Wermuth und «prägte die Titelseite von *20 Minuten* lange fast so sehr wie der Chefredaktor», wie die *NZZ am Sonntag* einmal schrieb. Inzwischen steht Wermuth, als Ständeratskandidat von 33 Jahren, selber vor einer grossen Laufbahn, ohne dass die Juso ein Aufmerksamkeitsdefizit zu beklagen hat. Wenn Jansen ihren bankenfesselnden Sozialismus beschwört, schafft sie es damit immer noch zu einem Auftritt im *Blick*. Ihre Wahl zur Präsidentin war sogar ein mittleres Medienereignis. Viel Persönliches war zu erfahren: dass Jansen ihren Vornamen tatsächlich der «Räubertochter» von Astrid Lindgren verdankt; dass sie Sex und Politik für gleichermassen wichtig hält; dass sie ein WG-Zimmer in Bern sucht und nach ihrer Wahl bis drei Uhr morgens feierte. Kaum eine Rolle spielten hingegen ihre politischen Ideen. Dabei ist das alles nicht so selbstverständlich, was sie verkündet.

Der *Economist* widmete dem Phänomen in diesem Jahr eine Titelgeschichte: «Millennial socialism». Junge Menschen, aufgewachsen nach dem Kalten Krieg im reichen Westen,



Vergangenheit abschütteln, neue Welt errichten: Wirtschaftsstudentin Jansen.

meist gut ausgebildet, begeistern sich für eine Lehre aus dem 19. Jahrhundert, die im 20. Jahrhundert überall dort, wo sie real existierte, zu Diktatur führte, oft genug auch zu Terror und Hunger. Geboren 1995 und gross geworden in Baselland, als ältestes Kind eines linken Lehrerspaars, ist Ronja Jansen eine typische Vertreterin dieser Generation. Sie studiert Soziologie und Wirtschaft in Basel, und gefragt nach ihrem politischen Ideal, antwortet sie, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, sie wolle das Privateigentum an Produktionsmitteln überwin-

«Gesellschaften wandeln sich und mit ihnen die Eigentumsvorstellungen.»

den und eine Gesellschaft aufbauen, in der alle Lebensbereiche demokratisiert sind und die Bedürfnisse der Menschen im Zentrum der Politik stehen. Es ist, und zwar fast auf den Wortlaut genau, derselbe marxistische Jargon, mit dem ihre politischen Ahnen in den 70er Jahren die Bürgerlichen (und auch viele Genossen) aufscheuchten.

Wir sind im «Progr», einer alternativen Bar in Bern. Drinnen ist es zu laut für ein Interview, draussen drückt die Sonne durch die Wolken.

Frau Jansen, Sie wollen Banken gegen den Willen ihrer Eigentümer verstaatlichen. Wie soll das gehen, ausser mit Gewalt?

Ich glaube nicht, dass wir mit Gewalt, dem ultimativen Herrschaftsmittel, die Menschen zu ihrem Glück zwingen sollten. Das würde unseren Idealen widersprechen. Wir sind eine radikal demokratische Bewegung und setzen auf Argumente.

Eigentumsgarantie und Wirtschaftsfreiheit sind Grundrechte. Wer sie aushebeln will – und sei es demokratisch –, greift den Rechtsstaat an.

Es geht darum, den Rahmen dessen, was denkbar ist, zu verändern. Das bereitet den Boden für praktische Veränderungen. Gesellschaften wandeln sich und mit ihnen die Eigentumsvorstellungen. Wir leben zum Beispiel nicht mehr in einem Feudalsystem, in dem Besitz an Geburtsrechte gebunden ist, obschon es manchmal noch so wirkt. Der Kern unseres Anliegens ist der demokratische Umgang mit Produktionsmitteln.

Kaum jemand wird freiwillig hergeben, was er besitzt. Ohne Enteignungen lässt sich der Sozialismus nicht realisieren. Sie müssen dafür Grundrechte verletzen.

Grundrechte sind zentral. Wir müssen uns aber fragen: Bekommen viele andere Menschen ihre Rechte zurück, wenn ein Einzel-

ner enteignet wird? Wenn das zutrifft, bin ich dafür. Die Menschen haben das Recht, über das, was sie betrifft, mitzuentcheiden, auch in den Betrieben: wie produziert wird, was produziert wird. Es kann nicht sein, dass eine Rechtsordnung in erster Linie den Profitinteressen des obersten Prozents dient, wie das heute der Fall ist.

Der Ausschnitt ist exemplarisch für das einstündige Gespräch mit Jansen: Das oberste Prozent markiert den Fluchtpunkt ihrer Argumentation. Immer wieder landet sie dort, auch wenn es um Klima oder Feminismus geht. Der Kapitalismus schafft demnach eine kleine Kaste von Profiteuren – praktischerweise umfasst sie ein Prozent der Bevölkerung, was immerhin ein plakatives Feindbild hergibt –, während viele andere mit wirtschaftlichen Ungleichheiten, zerstörten Lebensgrundlagen und sozialer Ausgrenzung zu kämpfen haben. Dass ein Wechsel von Plan- zu Marktwirtschaft, von Sozialismus zu Kapitalismus noch überall den Wohlstand hat steigen lassen; dass sozialistische Länder noch nie als sehr umweltfreundlich aufgefallen sind; dass es noch kaum je in einem sozialistischen Staat möglich gewesen ist, auf dem zentralen Platz der Hauptstadt die Regierung zu kritisieren, ohne verhaftet zu werden – all die Einwände bringen Jansen nicht aus der Ruhe. Sie hört sich das an, freundlich lächelnd, Zigarette in der Hand, in die Sonne blinzeln – eine sozialistische Stoikerin, ganz bei sich. «Wir wollen nicht zurück in die Sowjetunion, sondern vorwärts in den demokratischen Sozialismus», sagt sie schliesslich, nicht genervt, eher belustigt.

Unverbrüchlicher Glaube

Jansen ist eine angenehme Gesprächspartnerin und eine geschickte Debattiererin, mit «Arena»-Erfahrung und breitem Repertoire. Sie argumentiert betont sachlich – Frauen würden viel zu schnell als emotional wahrgenommen –, erlaubt sich aber gegen Schluss doch einmal, mit dem Bauch zu sprechen: «Ich finde, der demokratische Sozialismus ist intuitiv richtig. Er ergibt einfach mehr Sinn als der Kapitalismus. Nehmen wir das Bodenrecht. Wenn man zurückgeht, hat sich immer irgendwer diesen Boden angeeignet. Am Anfang gehörte er allen.» Victor Hugo passt auch hier: «Es existiert für alles eine Theorie, die sich für den gesunden Menschenverstand aus gibt.» Womöglich erklärt Jansen aber gerade mit diesem letzten Argument, so geschichtsgewiss es wirkt, weshalb viele Millennials unverbrüchlich an eine goldene Zukunft im Sozialismus glauben: weil die Vergangenheit im Zweifel nichts zählt. Wer sie abschüttelt, wer die Fesseln der Geschichte löst, die Parzellierung der Erde aufhebt, kann eine neue Welt errichten. Man läuft dabei einfach Gefahr, alle Fehler noch einmal zu machen. ○



Mein Lieblingsgegner

Unglaubliche Freihändlerin

Fabian Molina über Christa Markwalder.

Wenn ich mich richtig erinnere, lernen wir uns in einer Raucherpause kennen, nach einer Sitzung der Aussenpolitischen Kommission. Da sehen wir uns regelmässig. Wir kamen bei einer Zigarette irgendwie ins Gespräch. Ich als Jungspund musste bei ihr nicht antraben. Der Kontakt kam natürlich zustande, und seither sind wir per du.

Es kommt vor, dass wir abends, wenn Session ist, etwas trinken gehen. Wir schätzen und respektieren uns. Christa hat mich auch schon an eines ihrer Cello-Konzerte eingeladen. Sie musiziert ja leidenschaftlich. Aus zeitlichen Gründen habe ich es aber noch nie geschafft. Ich würde gerne einmal hingehen, und es würde mich natürlich auch freuen, wenn sie einmal bei einer Theatervorstellung von mir dabei wäre. Eingeladen habe ich sie schon.

Meine Beziehung zu Christa verdeutlicht die Widersprüchlichkeiten, die es in der Politik gibt. Persönlich mag ich sie unglaublich gut. Sie ist aufrecht und keine Opportunistin. Sie steht zu ihren Grundsätzen, gegen alle internen und externen Widerstände. Mich beeindruckt ihr Fleiss und ihr Wissen, aber natürlich haben wir das Heu politisch nicht immer auf der gleichen Bühne, um es milde zu sagen.

Uns trennen nicht alle Fragen, aber doch sehr, sehr viele. Wir haben schon etliche Sträusse miteinander ausgefochten, gerade in der Aussenpolitischen Kommission. Christa ist eine unglaubliche Freihändlerin, bis zur Naivität. Ich erinnere mich an zwei Aufeinandertreffen in der SRF-«Arena»: Einmal stand sie vorne, und ich sass hinten, das andere Mal war es umgekehrt. Es ging in beiden Fällen um Landwirtschaft und Freihandel. Da ist sie total freisinnig, total gegen Direktzahlungen, was natürlich nicht funktioniert. Sie will, dass die Landwirtschaft ohne jeglichen Marktschutz auskommt. Dass man Rindfleisch auch gleichwertig in der

Schweiz produzieren könnte, statt aus Argentinien zu importieren, hat sie noch immer nicht begriffen. In solchen Diskussionen schenken wir uns nichts, schätzen uns aber trotzdem und reden miteinander auf Augenhöhe.

Auch ihre freisinnigen Grundsätze in der Sozialpolitik, wow, da läuft es mir kalt den Rücken runter. Wenn sie im Kanton Bern wieder für ein neues Sozialhilfegesetz ist, das den Leuten das Geld kürzt,

verstehe ich hinten und vorne nicht, wie sie das vertreten kann. Sie hat eine unglaubliche soziale Kälte, die ihre sonst umgängliche und warme Art eindrücklich kontrastiert. Da unterscheiden wir uns. Und unsere Sozialisation ist komplett anders. Sonst aber sind wir uns



Molina (SP), Markwalder (FDP).

ähnlich und können uns über dieselben Probleme endlos aufregen, noch immer. Wir sind ja beide jung eingestiegen und schon lange im Geschäft.

«Ich hab's langsam begriffen»

Christa kann sich – und das fasziniert mich schon fast wieder – über ihre Lieblingsthemen auslassen, als spule sie ein Tonband ab. Zum Beispiel die Bedeutung des Marktzugangs mit der EU. Oder die Notwendigkeit eines Rahmenabkommens. Das rattert sie runter. Sie ist in diesen Momenten überzeugend, geduldig, glaubwürdig – das schon. Aber sie klingt eben manchmal wie eine Lehrerin, die etwas zum hundertsten Mal erklärt, und das kann nerven. Ich sage ihr dann immer: «Ich hab's langsam begriffen.» Und sie zieht es ohne mit der Wimper zu zucken durch.

Parlamentarier porträtiert in der *Weltwoche* ihren bevorzugten Gegenspieler. Nächste Woche: der Lieblingsgegner von Filippo Lombardi
Protokoll: Roman Zeller

Scherenschnitte und Bingo-Abende

Der demnächst höchste Schweizer Offizier Thomas Süssli hat noch nie einen Kampfverband befehligt. Der einstige Sanitätssoldat bekommt es mit einem Dauerpatienten zu tun.

Von Christoph Mörgeli

«Hier herrscht das totale Chaos», liess sich ein Soldat des Spitalbataillons 5 in der *Neuen Luzerner Zeitung* zitieren. Der von Thomas Süssli kommandierte Verband hatte in einem Camp auf dem Glaubenberg 85 Kinder aus dem Balkan zu betreuen. «Als die Kinder angekommen sind, hat es an Material gefehlt: zu wenig Kleider, zu wenig Hygieneartikel, kaputtetes Spielzeug.» Für dreissig Kinder sei anfänglich «eine einzige Kernseife» zur Verfügung gestanden. Die Soldaten seien nicht darauf vorbereitet gewesen, «die Betreuung nach Gutdünken» zu gestalten. Die Organisation sei katastrophal: «Wir wissen nicht, was wir mit den Kindern unternehmen sollen.»

Weniger kontrovers verlief der Einsatz von Süsslis Spitalbataillon in einem Alterszentrum in Opfikon. Zweck der offenbar kriegswichtigen Übung war es gemäss *Tages-Anzeiger*, «das Personal zu entlasten, damit es an der Weiterbildung teilnehmen kann». Das Militär sterilisierte gleich noch alle Matratzen und gestaltete Freizeitaktivitäten: «Die Armeeingehörigen basteln mit den Bewohnern Scherenschnitte oder bieten Spaziergänge in der Umgebung an. Heute ist ein Bingo-Abend geplant.»

Unbelastet von alten Seilschaften

Solcherart verlief die Dienstzeit des damaligen Oberstleutnants im Generalstab Thomas Süssli. Per 2020 soll er in der Funktion eines Armeechefs das Kommando über 140 000 Mann übernehmen. Im Kriegsfall sind sie unter anderem gegliedert in drei Mechanisierte Brigaden mit Infanterie, Panzertruppen, Artillerie und Genie sowie in Fliegertruppen und in die bodengebundene Luftabwehr. Bloss: Der neue Chef hat noch niemals einen Kampfverband geführt – und wenn doch, höchstens virtuell. Süssli war als Sanitäter ausgehoben worden, führte später eine Sanitätskompanie, ein Spitalbataillon und, nach dem Übertritt ins Berufskorps, die Logistikbrigade 1 und gegenwärtig die Führungsunterstützungsbasis.

«In meinen Kreisen kommt die Ernennung nicht gut an», meint ein höherer Instruktionsoffizier der Artillerie. Thomas Süssli sei ein «Sani», was ihm die Akzeptanz bei der kämpfenden Truppe und deren Kader nicht eben erleichtere. Dieser Kritiker kann sich nicht recht vorstellen, wie Süssli die Armee hinter sich scharen wolle. Tatsache sei aber auch, dass er gegenwärtig als Divisionär bei der Führungsunterstützungsbasis gute Arbeit leiste und «relativ rigoros aufgeräumt hat».



Drang nach klingenden Titeln: Divisionär Süssli, designierter Chef der Armee.

Dass Viola Amherd etliche dienstältere Favoriten bei der Neubesetzung des Postens eines Armeechefs übergang, wurde öffentlich durchaus thematisiert. Leisten diese Generäle – im Gegensatz zum neuen Oberkommandierenden oft langjährige Berufsmilitärs – jetzt unmotivierten Dienst nach Vorschrift? Solcher Frust ist kaum bemerkbar. Einer der höchstdekorierten Generäle nennt die Berücksichtigung von Thomas Süssli eine «absolut geniale Wahl». Der

neue Chef bringe eine breite Erfahrung in Veränderungsprozessen mit und stehe für eine Armee, die sich gesamtheitlich entwickle. Er sei von alten Seilschaften völlig unbelastet und vertrete eine jüngere Generation höherer Stabsoffiziere. «Auch ist er ein hervorragender Kommunikator, kann zwischen den Leuten vermitteln und sie auch begeistern.»

Stefan Holenstein, Präsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft, äussert sich ge-

genüber der *Weltwoche* ebenfalls positiv. Er habe diese Ernennung nicht erwartet und eher geglaubt, Süssli sei allenfalls der übernächste Armeechef. Holenstein spricht von einem «erfrischenden Typ mit Macherqualitäten». Süssli habe offensichtlich Bundesrätin Viola Amherd von sich überzeugen können; nun müsse er aber rasch sein Netzwerk innerhalb der Armee ausbauen, denn er habe keine eigentliche Hausmacht. Teilweise kritische Rückmeldungen, so Oberst im Generalstab Holenstein, seien einzig vom Finanzplatz eingegangen.

In der Tat hat Lukas Hässig von *Inside Paradeplatz* ein wenig schmeichelhaftes Bild der früheren Bankkarriere Süsslis gezeichnet. Im Jahr, als dieser als CEO für die Bank Vontobel in Singapur gewirkt habe, sei er in seinem Büro fast unauffindbar, jedenfalls ein notorischer Meister des «Verschlaufens» gewesen: «Die Armee war sein Ding, nicht die Bank.» Ältere Offiziere nennen dieses Verhalten auch «Arbenzeln», nämlich nach dem früheren Migrationschef und hohen Truppenoffizier Peter Arbenz. Dieser habe jeweils in brenzlichen Führungssituationen den Stab seiner Grenzbrigade regelmässig in Richtung Berner Büro verlassen. Und sich bei Schwierigkeiten im eidgenössischen Flüchtlingswesen jeweils mit einem wichtigen militärischen Termin entschuldigt.

Thomas Süssli hat neben seiner militärischen Karriere die zivile nicht minder forsch angepackt. Ein gewisser Drang nach klingenden Titeln scheint ihm nicht fremd zu sein. Er schloss nach der Berufslehre ein Studium an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Chur ab und nennt seinen akademischen Titel «Executive MBA FHO, HTW Chur». Hinzu kamen 1989 bei der UBS die Funktion eines «Director, Global Head Collateral Trading IT», 2001 bis 2008 jene eines «COO und Mitinhabers, Head of Product Management» der IFBS AG, einer Firma, die inzwischen in der Swisscom aufgegangen ist. 2008 treffen wir Süssli als «Executive Director, Head of Processing Management» bei der Bank Vontobel, 2011 in der Charge eines «Director, Head Investment Advisory International» bei der Credit Suisse. 2014 weilte er – wie erwähnt – als «CEO, Vontobel Financial Products» in Singapur. Ob Süssli definitiv zum Militär gewechselt hat, weil sich seine Hoffnungen auf die Aufnahme in die Vontobel-Geschäftsleitung zerschlagen haben, wird innerhalb der Bank kontrovers diskutiert.

Mediale Begeisterung

Wie der gelernte Chemielaborant, Wirtschaftsinformatiker und Finanzanalytiker plötzlich zum erfahrenen Vorzeigespezialisten für das Gebiet Satellitentechnik und Cyberwar in der Armee geworden ist, bleibt schleierhaft. Thomas Süssli hat keine Ausbildungslehrgänge und Abkommandierungen zwecks elektro-

nischer Kriegsführung in die USA, nach Frankreich, Deutschland oder – am besten – nach Russland absolviert. Dass die Bedrohung des Cyberkriegs ernst genommen wird, bedarf keiner grösseren Erklärung. Russische Hackerangriffe auf die Rüstungsfirma Ruag sprechen eine deutliche Sprache. Dennoch ist damit die Gefahr eines konventionellen Krieges noch lange nicht gebannt. Feindliche Bodentruppen, Kampffjets, Raketen, sogar Nuklearwaffen gehören momentan zwar nicht zu den wahrscheinlichen Bedrohungsszenarien, dürfen aber auch nicht ausgeschlossen werden.

Die mediale Begeisterung über die überraschende Auswahl von Verteidigungsministerin Viola Amherd war nahezu einhellig. Im Vergleich zu den «Traditionalisten» und «Militärköpfen» gilt offenbar selbst eine Bankkarriere als etwas uneingeschränkt Positives. Amherd beweise mit der Ernennung «Weitsicht» für den dringend nötigen «Kulturwandel». Die NZZ jubelte: «Die Armee bekommt keinen Chef alter Schule, sondern einen weltgewandten Manager.» Dass er keine Erfahrung bei den Kampftruppen gesammelt und keine Instruktorlaufbahn absolviert habe, werde wohl nicht «bei allen altgedienten Staboffizieren gut ankommen».

Sanitäter am Armeekrankenbett

Doch den neuen Armeechef Thomas Süssli erwarten ganz andere Probleme: Die Spesenkandale gleich zweier Korpskommandanten haben der moralischen Integrität der Militärführung geschadet. Es bedarf enormer Anstrengungen, den Militärdienst für Junge wieder attraktiv zu machen. Im Gegensatz zu früher stehen den 20-Jährigen nämlich zahllose berufliche Wege offen. Gender-Diskussionen und die Geschlechtsidentität von Truppenkommandanten dürften nur vordergründig imagefördernd sein.

Die Weiterentwicklung der Armee ist bei weitem noch nicht abgeschlossen. Manche Truppenteile sind personell, materiell und ausbildungsmässig weit von einer Einsatzbereitschaft entfernt. Die Kommunikationsmittel müssen laufend erneuert werden, und mit zwei Dutzend Cybersoldaten lässt sich ein elektronischer Krieg nicht gewinnen. Mittelfristig wird auch die Feuerkraft der Bodenkampftruppen ein Thema.

Gemessen aber wird Süssli daran, ob er die Erneuerung von Flugwaffe und Boden-Luft-Abwehr vor der Öffentlichkeit zu einem guten Abschluss bringt. Sollte ihm dies gelingen, wird der heute manchenorts geäusserte Spott über den «Sani» in Bewunderung umschlagen. Am Krankenbett ist und bleibt die Hoffnung der liebste Gast.

Mitarbeit: Roman Zeller



Die Bibel

Ehe für alle?

Von Peter Ruch

Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und seiner Frau anhängen, und die zwei werden ein Fleisch sein. Dies ist ein grosses Geheimnis; ich spreche jetzt von Christus und der Kirche (Epheser 5, 31f.). Paulus zitiert hier die Schöpfungsgeschichte, nach welcher der Mensch als Mann und Frau geschaffen wurde. Indem Mann und Frau zueinanderfinden und sich gegenseitig unterstützen, vollendet sich ihre Zweiheit als leibliche Einheit. Sie sind der Prototyp der menschlichen Gemeinschaft, nicht zuletzt deshalb, weil sie einander oft auch irritieren. Unterschiede sind ein Qualitätsmerkmal jeder tragfähigen Gemeinschaft. Sie wirken genetisch und geistig kreativ.

Zwar enthält das Neue Testament keine Doktrin über die «christliche Ehe». Indessen ist die dezidiert jüdisch-christliche Sicht auf die Ehe nicht zu übersehen. Die Analogie zur Beziehung zwischen Mensch und Gott verleiht der Ehe eine theologische Dimension. Das war in den Gesetzgebungen über die Ehe erkennbar, solange sich der Staat ans christliche Bekenntnis anlehnte. Für die Eheschliessung waren über Jahrhunderte die Kirchen zuständig, ehe 1874 die obligatorische Zivilehe eingeführt wurde. Seither wurde das Eherecht mehrmals verändert.

Minderheiten, darunter sexuell anders orientierte Menschen, dürfen nicht diskriminiert werden. Das sollte jedoch nicht dazu führen, den Begriff der Ehe fallenzulassen. Eine Ehe ist die auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, also von Mann und Frau. Ermöglicht der Gesetzgeber die «Ehe für alle», so gibt er den kulturell tief verankerten Ehebegriff auf. In diesem Falle wäre es logischer, einfacher und konsequent, der Staat würde im Zivilgesetzbuch die Abteilung über das Eherecht streichen und für diverse Lebensgemeinschaften Musterverträge – Rechte, Pflichten, Güterstand, Scheidungsmodalitäten et cetera – zur Verfügung stellen. Auch die Kirchen könnten dies tun. Bindungswillige würden einen Vertrag aussuchen und allenfalls anpassen.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.

Wettbewerbshüter beseitigen Wettbewerb

Die Wettbewerbskommission bewilligt ein Mega-Verladeprojekt von SBB Cargo, obwohl es zu einer Monopolstellung führt. Fachleute können den Entscheid nicht verstehen: Die staatliche Bewilligungsbehörde bevorzuge staatsnahe Betriebe. *Von Philipp Gut*



«Schilbürgerstreich»: Verladeterminale Gateway Basel Nord (Visualisierung).

Die Wettbewerbskommission (Weko) beschreibt ihre Aufgaben auf ihrer Website in wünschenswerter Klarheit: Sie widme sich der «Bekämpfung von schädlichen Kartellen», ihr obliege die «Missbrauchsaufsicht über marktbeherrschende Unternehmen», die «Durchführung der Fusionskontrolle» und die «Verhinderung staatlicher Beschränkungen des Wettbewerbs». Auch über die Bedeutung ihrer Stellung lässt die Weko keine Zweifel offen: Der «Schutz des Wettbewerbs» sei schlicht «die wichtigste ordnungspolitische Aufgabe in einer Marktwirtschaft», schreibt sie.

Umso erstaunlicher ist der Entscheid der Wettbewerbshüter zum Megaprojekt Gateway Basel Nord (GBN). Dabei geht es um einen neuen Verladeterminale, den die SBB Cargo zusammen mit der mit ihr verbandelten Hupac und der deutschen Rethmann realisieren will. In einem weiteren Ausbausritt soll ein neues Hafenbecken gebaut werden. Die Gesamtkosten belaufen sich auf über eine Viertelmilliarde Franken. Die Hälfte davon steuert der Bund bei, und rund ein Viertel der Kanton Baselstadt. Die Weko gab dazu vor den Sommerferien grünes Licht, ohne irgendwelche Auflagen zu erlassen.

Nun kann man Weko-Verfügungen immer irgendwie kritisieren, speziell wenn man davon betroffen ist. Dieser Fall aber ist besonders. Die Weko räumt nämlich selbst ein, der «erste schweizerische Grossterminal mit Gateway-Funktion» vermöge «den wirksamen Wettbewerb beim Umschlag von Containern, Wechsel-

behältern und Sattelauffiegern im Import- und Exportverkehr zu beseitigen». Sie bewilligt also ein Vorhaben, das nach ihrer eigenen Einschätzung genau das bewirkt, was sie eigentlich verhindern müsste. Anders formuliert: Die Wettbewerbshüter eliminieren den Wettbewerb, den sie zu schützen vorgeben. Das hat es – so explizit – selten gegeben.

Private in Existenz bedroht

Die Bewilligung für das Grossprojekt gefährdet die privaten Unternehmen, die in diesem Bereich tätig sind, in ihrer Existenz. Die bestehenden und bestens funktionierenden Marktstrukturen würden «weggeschwemmt», sagt Roman Mayer, Verwaltungsratspräsident und operativer Chef von Swissterminal. Das Familienunternehmen ist – noch – der Marktleader im Verlad maritimer Container in der Schweiz. Der Weko-Entscheid sei dramatisch für die Branche: «Die privaten Unternehmen gehen unter. Und mit ihnen der Wettbewerb.» Laut Mayer entsteht mit dem GBN ein Monopol. Alle Güter würden dann von SBB Cargo und den mit ihr verbundenen Unternehmen befördert. Zusätzlich würden sie erst noch von Bundes-subsidien im dreistelligen Millionenbereich profitieren. «Das ist nicht in Ordnung. Wir verlangen gleich lange Spiesse für alle, nicht mehr und nicht weniger.»

Mayer kritisiert auch, dass der neue Terminal gar nicht nötig sei, denn die bestehenden Kapazitäten seien nicht ausgelastet. Heute würden

über die Basler Rheinhäfen rund 100 000 Container pro Jahr verladen. 90 Prozent davon werden über die Strasse weitertransportiert, 10 Prozent über die Schiene. Der neue Terminal hätte eine Kapazität von 400 000 Containern, also viermal mehr als heute. Die Promotoren geben davon aus, dass dereinst 50 Prozent der Güter über die Schiene transportiert würden. Das hiesse bei voller Auslastung aber auch, dass 200 000 Container per Lastwagen befördert würden. Zum Vergleich: Heute sind es 90 000. Mit dem Versprechen, die Hälfte der Güter durch die Bahn zu befördern, haben SBB Cargo und Partner die links-grünen Kreise auf ihre Seite gezogen. Der massive Mehrverkehr auf der Strasse blieb in den öffentlichen Diskussionen erstaunlicherweise unbeachtet, auch von der lokalen Bevölkerung. Für Swissterminal-Chef Mayer ist das Ganze deshalb ein «Schilbürgerstreich».

Mayer ist mit seiner Kritik nicht allein. Auch Hans-Peter Trachsler, Chef von DB Schenker Schweiz, erzählt, dass seine Firma im Verfahren Bedenken geäussert habe. Den Weko-Entscheid und dessen Begründung halte er für «fragwürdig».

Swissterminal hat am 16. August Aufsichtsbeschwerde beim Bundesrat eingereicht. Darin heisst es, die Weko habe «ohne vertiefte Sachverhaltsabklärung erstmals in ihrer Praxis eine Monopolbildung zugelassen, welche den Wettbewerb beseitigt». Die Weko ihrerseits begründet ihren überraschenden Beschluss damit, «dass sich dank GBN der Wettbewerb im Import- und Exportverkehr auf der Schiene zum Teil verbessert». Da die Bedeutung dieser Formulierung in der offiziellen Medienmitteilung etwas unklar bleibt, hat die *Weltwoche* bei Weko-Präsident Andreas Heinemann nachgefragt. Er verweist auf das Kartellgesetz, Art. 10, Absatz 2, Buchstabe b, demgemäss eine marktbeherrschende Stellung zulässig sei, wenn sie zu Verbesserungen auf anderen Märkten führe. Damit sei der sogenannte Hauptlauf zwischen Rotterdam und Basel gemeint, präzisiert Heinemann. Der Güterumschlag auf dieser Route solle «effizienter und schneller» werden. Letztlich reduziert sich dieses Argument auf den Umstand, dass der neue Terminal 750 Meter lange Züge abfertigen kann – es gehe also um Effizienzgewinne. Genau dies bleibt nach Ansicht von Experten und Betroffenen aber umstritten. Für die Terminalprofis Roman Mayer

und Hans-Peter Trachsler sind solch überlange Züge im Handling nämlich weniger effizient als kürzere.

Zusätzliche Brisanz erhält der Fall durch zwei kritische Gutachten der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) im Auftrag der Wirtschaftskammer Baselland. Krauskopf ist Professor für Wettbewerbsrecht an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften – und ehemaliger Weko-Vize. In den Gutachten, die der *Weltwoche* vorliegen, kam er zum Schluss, dass erstens eine Meldepflicht für die Fusion des neuen Unternehmens um SBB Cargo bestand, zweitens eine marktbeherrschende Stellung entsteht und drittens der Wettbewerb beseitigt wird. Die Gutachten haben offenbar einiges bewegt – denn SBB Cargo & Co. hielten es zuerst nicht für nötig, den geplanten Zusammenschluss zu melden. Auch in den anderen beiden Punkten folgte die Weko weitgehend der Argumentation des Gutachtens – umso erstaunlicher sei dann aber der gegenteilige Entscheid am Schluss des Verfahrens, so Kraus-



Andreas Heinemann.

kopf. Er habe zwar die Existenz möglicher Rechtfertigungsgründe nicht überprüfen können. Aufgrund der Pressemitteilung der Weko sei die Bewilligung aber nicht ohne weiteres nachvollziehbar: «Wenn der einzige Rechtfertigungsgrund 750 Meter lange Züge sind, dann steht das Ganze auf sehr, sehr schwachen Beinen», sagt der Wettbewerbsjurist.

Ähnlich beurteilt es Professor Mark Schelker von der Universität Freiburg. «Aus ordnungs-



Roman Mayer.

politischer Sicht ist der Entscheid der Weko problematisch. Er nimmt die Beseitigung wirksamen Wettbewerbs im für den Fall relevanten Terminalmarkt explizit in Kauf», meint er. Es sei «äusserst kritisch zu sehen, wenn staatliche und m a r k t m ä c h t i g e Unternehmen private Unternehmen in angrenzenden wettbewerblichen Märkten mit dem Segen der Weko verdrängen dürfen». Tatsächlich lässt der Weko-Entscheid Raum für einen bösen Verdacht: Hat etwa die staatliche Behörde Weko die staatsnahen Betriebe SBB Cargo und Hupac gezielt bevorteilt? Der konkrete Verfahrensablauf

schwächt diese Vermutung jedenfalls nicht. Die Weko teilte ja die Bedenken der Kritiker, sonst hätte sie gar keine vertieften Abklärungen vorgenommen und die Untersuchung nach der sogenannten vorläufigen Beurteilung eingestellt. Dass sie dies nicht tat, und dass sie bis am Schluss daran festhielt, der Wettbewerb werde durch die angestrebte Fusion beseitigt, könnte ein Hinweis darauf sein, dass der (negative) Entscheid in letzter Minute umgestossen wurde.

Selektive Blindheit

Weltwoche-Recherchen im Innern der Weko bestätigen diesen Eindruck: Das Weko-Sekretariat sagte zuerst nein zur Megafusion. Am Schluss aber änderte es seine Meinung und war nun plötzlich dafür. Die stimmberechtigte Kommission sagte dann deutlich ja. Dass das Sekretariat seine Empfehlung um 180 Grad korrigiere, sei absolut ungewöhnlich, sagen Kenner. Manche vermuten sogar eine politische Intervention aus dem zuständigen Departement von Simonetta Sommaruga (SP). Beweisen lässt sich das nicht. Tatsache sei aber, dass die Weko sich praktisch immer auf die Seite des Staates schlage. Prominentes Beispiel ist etwa das Vermarktungsunternehmen Admeira, das neben Ringier aus der SRG und der Swisscom besteht. Im jüngsten Fall profitieren die halbstaatlichen Riesen SBB Cargo und Hupac von der selektiven Blindheit der Wettbewerbshüter. ○

Friedrich Oelenhainz, Detail aus «Porträt des späteren Fürsten Johann I. von Liechtenstein», 1776
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

VALUES WORTH SHARING

«Meine Bank legt Wert auf Werte.»

Peter Bollmann, LGT Kunde seit 2009

lgt.ch/values



Private
Banking



Was wären die Kosten einer Nulltoleranzpolitik?

Umwelt

Glyphosat ist nützlich

Das rot-grüne Lager fordert ein Verbot des Unkrautvertilgungsmittels Glyphosat. Das brächte nur Kosten. Das Pflanzenschutzmittel ist richtig angewendet eine chemische Allzweckwaffe mit vielen Vorteilen und für Mensch wie Natur harmlos.

Von Beat Gygi

Kann ein chemischer Stoff, der Pflanzen absterben lässt, für Menschen so harmlos sein, dass man ihn in der Nahrungsmittelproduktion einsetzen darf? Welche Chemie darf die Landwirtschaft verwenden? In der laufenden Parlamentssession kommen diese Fragen im Nationalrat einmal mehr aufs Tapet im Zusammenhang mit der Forderung, Unkrautvertilgungsmittel mit dem Wirkstoff Glyphosat aus der Schweiz zu verbannen. Eine Motion der grünen Fraktion fordert den Bundesrat auf, ein «Verbot der Anwendung von Glyphosat und glyphosathaltigen Produkten mindestens bis 2022 zu erlassen».

Nicht krebserregend

Laut ihrem Wortführer Balthasar Glättli, Nationalrat der Grünen, zielt man damit vor allem auch auf die ökologische Ausrichtung der Landwirtschaft. Der Widerstand gegen das weltweit bekannte Unkrautpräparat hat eine längere Tradition. Vor allem aus dem rot-grünen Lager kommen immer wieder Forderungen nach einem Glyphosat-Ausstieg, ähnlich wie Voten für Gentechnik-Verbote. In der Pipeline sind zudem die zur Behandlung anstehende Trinkwasser-Initiative und die etwas später folgende Anti-Pestizid-Initiative, die umfassendere Verbote von Pflanzenschutzmitteln fordern. Insgesamt scheint das Durchsetzen umweltpolitischer Positionen und Ziele im Vordergrund zu stehen, weniger das Abwägen von Kosten und Nutzen.

Glättlis Vorstoss wurde 2017 eingereicht. Anlass dafür war damals unter anderem die Ankündigung der französischen Regierung, sie wolle Glyphosat in Frankreich verbieten und sich damit dem toleranteren Kurs der

EU-Kommission entgegenstellen. Aus Italien und Österreich tönte es ähnlich. Mittlerweile hat das französische Parlament dieses Vorhaben gestoppt. Die Bauern rund um die Schweiz herum – ausser in Österreich – dürfen heute im Kampf gegen unerwünschte Pflanzen also weiterhin auf die chemische Allzweckwaffe zählen – wobei die deutsche Regierung die Aussichten jüngst auf «negativ ab 2023» gestellt hat.

Was wären denn die Kosten einer Nulltoleranzpolitik? Kurz gesagt: Die Unkrautbekämpfung würde schwieriger und teurer. Die mechanische Bodenbearbeitung müsste intensiviert werden, was gegen gewisse Unkräuter kaum hilft und zudem Bodenerosion und Auswaschung von Nitrat fördern kann. Glyphosat-Präparate sind in der Schweiz wie auch weltweit die am meisten verwendeten Pflanzenschutzmittel. Das Spezielle an Glyphosat ist, dass es breit wirkt, quasi diskriminierungsfrei. Gelangt der Wirkstoff auf Blatt oder Stengel, blockiert dieser bestimmte Eiweissbestandteile und damit Stoffwechsel und Wachstum der Pflanze. Die Wurzeln sind nicht betroffen. Für viele mag es schwierig vorstellbar sein, dass ein Unkrautvertilgungsmittel seine Tödlichkeit gegenüber Pflanzen nicht auch gegenüber Menschen zur Wirkung bringt, wenn es in Feld und Garten zu Kulturpflege und Pflanzenschutz eingesetzt wird. Aber wie ist es mit Maikäfern, Heuschrecken oder Buchsbaumzünslern? Sie fressen Pflanzen, tun aber den Menschen nichts.

Die Eigenschaften von Glyphosat passen ins Bild: Wenn der Wirkstoff in den Boden gelangt, wird er relativ rasch, innert Wochen, abgebaut, er wird nur geringfügig ins Grund-

wasser ausgewaschen und verdampft auch kaum in die Luft.

Dennoch streiten Fachleute und Interessenvertreter über die Harmlosigkeit der Substanz für die Menschen. 2015 schreckte die Internationale Agentur für Krebsforschung (Iarc) das Publikum auf mit einer Studie und dem Befund, dass Glyphosat «wahrscheinlich krebserregend» für den Menschen sei. Die Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit sowie die Europäische Chemikalienagentur führten anschliessend neue Studien durch und kamen unter Berücksichtigung bestimmter Dosierungen und Anfälligkeiten zum Schluss, die Substanz sei nicht krebserregend.

Täglich 655 Kilogramm Brot

Der Alarm blieb aber im Raum, und in der Schweiz schaute der Bund unter dem Druck der Politik die mögliche Belastung durch Glyphosat genauer an. Das Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen (BLV) nahm Lebensmittelproben im Detailhandel und prüfte sie auf unwillkommene Rückstände. Von 243 Proben waren laut den Angaben 60 Prozent glyphosاتفrei, und beim Rest waren die gemessenen Rückstände unbedenklich. Man fand die Substanz vor allem in importierten Gütern wie Teigwaren oder Wein, da die Glyphosat-Anwendung im Ausland bis kurz vor der Ernte gestattet ist – dies im Gegensatz zur Schweiz.

Pointiert kann man sagen: Das Glyphosat in den Lebensmitteln wird primär importiert. Aber die Konzentrationen sind so gering, dass eine erwachsene Person zum Beispiel täglich 72 Kilogramm Teigwaren, 655 Kilogramm Brot oder 1600 Liter Wein konsumieren müsste, um eine gesundheitsschädigende Dosis zu erhalten. Zudem hat die kürzlich veröffentlichte Untersuchung über die Trinkwasserqualität in der Schweiz gezeigt, dass Glyphosat-Rückstände im Wasser sehr selten sind. Alles in allem kann man sagen: Das Glyphosat in der Schweiz zu verbieten, würde nichts ändern an der Belastung in Nahrungsmitteln, an den Rückständen im Trinkwasser und an den gesundheitlichen Risiken für die Menschen. Und dieser Nullertrag würde erkaufte durch Mehrkosten und Umständlichkeiten in der Landwirtschaft.

«Auch wenn die Stadt kapituliert»

Immer wenn die Abtreibungsgegner vom «Marsch fürs Läbe» eine Demonstration ankündigen, formieren sich linksautonome Gruppen. Auch diesmal schränkt Zürich die Veranstalter ein. Ihr Chef Daniel Regli wehrt sich gegen die Dämonisierung. *Von Roman Zeller*

Zehn Personen auf einem schwarzen Plakat zeigen «Füdlis gegen Fundis», um mit der Botschaft «Vo wäge fürs Läbe!» nachzudoppeln. Der dazugehörige Aufruf lautet: «Den Aufmarsch der christlichen Rechten verhindern!» Die Revolutionäre Jugend Zürich, die Bewegung für den Sozialismus und RASH Zürich, das die Bekämpfung «faschistoider Auswüchse» auf ihre Fahne geschrieben hat, machen mobil: «Zeigen wir diesen Anti-Feminist*innen, dass sie in unserer Stadt nichts verloren haben!»

Der Furor richtet sich gegen den Verein «Marsch fürs Läbe», der Demonstrationen gegen Abtreibungen durchführt. Der nächste Termin ist am 14. September. Die Organisatoren fordern ein Lebensrecht für Menschen mit Down-Syndrom, wassie mit «Up with Downies» plakativ zusammenfassen. Eine stehende Kundgebung – kein Marsch – wurde dafür bewilligt. Sie soll auf dem Turbinenplatz stattfinden, «aus Sicherheitsgründen», wie Mathias Ninck, Kommunikationsleiter des Sicherheitsdepartements mitteilte. Die Veranstalter des «Marsch fürs Läbe» rekurrten gegen die eingeschränkte Bewilligung, worauf das Zürcher Verwaltungsgericht für einen Demonstrationszug und gegen die Einschränkung der Meinungs- und Versammlungsfreiheit entschied.

«Urner Stieregrind»

«Natürlich sagen sie, das sei wegen der Sicherheit», erklärt der 61-jährige Daniel Regli und faltet die Hände ineinander. Regli ist Mitgründer und Präsident des Vereins «Marsch fürs Läbe». Wir treffen ihn in einem Café direkt beim Turbinenplatz. Er habe wenig Zeit, denn er müsse noch zur Stadtverwaltung, und der er sich eine «anständige Route» erhofft. Das Urteil müsse schliesslich umgesetzt werden. «Bis ich das nicht habe, werde ich das Gebäude nicht verlassen.»

Er bezeichnet sich selbst als Kämpfer, was nötig sei. Seit 2010, als der «Marsch fürs Läbe» das erste Mal durchgeführt wurde, steht der Verein im Gegenwind. Erst sorgten Dutzende Gegendemonstranten mit Vuvuzelas – afrikanischen Trompeten – für ohrenbetäubenden Lärm. Zwei Jahre später sei es weiter eskaliert, erinnert sich Regli. «Wir wurden mit Urin gefüllten Präservativen, mit Eiern und Früchten beworfen.»

«Der «Marsch fürs Läbe» ist speziell», gesteht Kommunikationsleiter Ninck, «er löst immer eine Gegenbewegung aus.» Man habe

den Marsch 2015 deshalb nach Oerlikon verlegt. «Sie wollten uns auf einen abgelegenen Parkplatz abschieben», sagt Regli, «ich habe sofort geklagt.» Der Umzug fand schliesslich zentraler statt. Neunzig Gegendemonstranten wurden verhaftet. «Sie störten uns akustisch», erinnert er sich. «Weiter hatten wir nichts zu beklagen. Und so solle es auch in diesem Jahr sein. «Wenn wir schon nicht wie eingegeben auf dem Münsterhof sein dürfen, dann wenigstens ein Marsch.»

Regli spricht entschlossen und dennoch ruhig. Teilweise überlegt er sekundenlang, bis er antwortet. Nur einmal sagt er spontan und fast schon spitzbübisch, dass er nicht nur

Sein christlicher Glaube sei alles für ihn: Fundament, Elixier und Ziel – von «A bis Z».

am Sonntag, sondern manchmal auch noch am Dienstag in die Kirche gehe. Sein christlicher Glaube, den er als «Beziehung zu Jesus» bezeichnet, sei alles für ihn: Fundament, Elixier und Ziel – von «A bis Z». Ihm liege das gezeugte biologische Leben am Herzen, «die Schöpfung», wie er es nennt. Ab welchem Zeitpunkt die Persönlichkeit beginnt, bleibt für Regli Ermessensfrage. «Die Spätabtreibun-

gen» – nach der zwölften Woche – «sind aber ein Wildwuchs.» Ein Kind nicht zu wollen, weil es Down-Syndrom habe, gehe gar nicht.

Darauf konzentriere sich der «Marsch fürs Leben», sagt Regli. «Über die Abtreibung und deren Langzeitfolgen wollen wir eine faire, öffentliche Diskussion.» Er höre meist nur vom weiblichen Selbstbestimmungsrecht über den Bauch. «Das ist eine *never-ending story*. Wenn wir sagen, unser Glauben ist, dass das biologische Leben ab der Zellteilung schützenswert ist, dann kommen wir nie zum Ziel.» Er wolle über Fakten sprechen. «Anstatt aber einen Dialog zu führen, den wir suchen, bewerfen uns unsere Gegner mit Anschuldigungen.»

Fragt man ihn nach den besten Argumenten gegen seinen Standpunkt, nennt Regli ein Gespräch mit einer Frau an der Zürcher Bahnhofstrasse. «Sie wurde vergewaltigt. Das ist für mich reell und faktisch.» Worum es bei der Debatte wirklich geht, verkomme in der «Schweigespirale» oder ende in ideologisch überdrehten Anfeindungen. Als echter Christ bürste er die «Katze gegen den Strich», diese Werte hielten ewig. Und er habe einen «Urner Stieregrind». So fürchte er sich auch nicht vor dem schwarzen Block, wie er zum Abschied anmerkt. «Wir lassen uns nicht von kleinen, linksautonomen Gruppen vertreiben, auch wenn die Stadt kapituliert.» ○



«Wir lassen uns nicht vertreiben»: «Marsch fürs Läbe»-Aktivist Regli.

Wie links ist Google?

Der Internet-Gigant gibt sich als Garant der Meinungsfreiheit. In Wahrheit verfolgt der Konzern eine politische Agenda, wie interne Videos und neue Forschungsergebnisse zeigen. Von Florian Schwab und Dorian Stroligo (Illustration)



Raffinierte Manipulationstechnik.

Eine ähnlich brachiale Machtdemonstration der amerikanischen Justiz hat man länger nicht mehr gesehen: Letzten Montag reihten sich die obersten Staatsanwälte aus einem Dutzend Bundesstaaten vor dem Obersten Gerichtshof in Washington auf. Sie kündigten ein von fünfzig Staaten koordiniertes Kartellverfahren gegen Google an. Der grosse Abwesende: das demokratisch regierte Kalifornien, Googles eigener Bundesstaat.

Die Untersuchung konzentriert sich auf die Monopolmacht Googles bei der Online-

werbung und bei der Internetsuche. In den USA kommt heute bei 90 Prozent aller Suchanfragen Google zum Zug.

«Dies ist ein Unternehmen, das sämtliche Aspekte des Werbens und Suchens im Internet dominiert», sagte der texanische Generalstaatsanwalt Ken Paxton, der die Untersuchung leitet. In einem ersten Schritt schaue man sich die Werbung an, «aber die Fakten werden dorthin führen, wohin die Fakten führen werden». Sein Kollege Karl Racine aus dem District of Columbia ergänzte: «Es

gibt sehr überzeugende Analysen, nach denen ein Grossteil der Suchresultate zu Google-Unternehmen oder zu Anzeigenkunden führen.»

Heftige Debatte

Eine im Mai publizierte Studie von Forschern der Northwestern University legt nahe, dass Google seine Macht auch als politischer Meinungsmacher einsetzt. Bei den Leseempfehlungen in der «Top Stories» – Box verwiesen 62,4 Prozent auf linke Quellen wie CNN und

nur 11,3 Prozent auf konservative Quellen wie Fox News.

Entsprechend frohlockte der konservative Senator Ted Cruz aus Texas über die angekündigte Kartelluntersuchung. Sie sei ein «vielversprechender Schritt», um Google für sein «schlechtes Verhalten» in Haftung zu nehmen. Er werde sich weiter dafür einsetzen, dass Google «ein für alle Mal seine Parteilichkeit gegen die Konservativen» aufgebe.

Auch für die Schweiz stellt sich die Frage: Wie viel politischen Einfluss üben die Internetgiganten aus? Könnte zum Beispiel die SVP ihr gegenwärtiges Apfel-Wahlkampfsujet ungehindert auf Google, Facebook oder Youtube bewerben? Beim SVP-Generalsekretariat ist zu erfahren, man sei «bei früheren Gelegenheiten durchaus auf Schwierigkeiten bei der Bewerbung unserer Kampagnen auf Social Media» gestossen.

Die Debatte um den politischen Einfluss der Tech-Konzerne tobt vor allem in Amerika. Dass es sich aber nicht allein um ein USA-spezifisches Thema handelt, zeigen Beispiele aus Deutschland und Irland. In Deutschland hat Youtube, das zu Google gehört, ein Video der AfD-Bundestagsfraktion gelöscht. Erst nach einer Klage des auf Internetsensur spezialisierten Anwalts Joachim Nikolaus Steinhöfel, der Mandanten aus allen im Bundestag vertretenen Parteien vertritt, wurde der Clip wieder aufgeschaltet.

Und in Irland stimmte die Bevölkerung im Mai 2018 über das Abtreibungsverbot ab. 66,4 Prozent der Iren befürworteten am Ende die Abschaffung des Verbots. Schützenhilfe für diesen Abstimmungstriumph kam auch aus dem viele tausend Kilometer entfernten Silicon Valley.

Im Vorfeld des Urnengangs blockierten Google und Youtube jegliche Werbung im Zusammenhang mit dem Referendum. Rein formell waren zwar sowohl Gegner als auch Befürworter von dem Werbe-Embargo betroffen. Doch in ihrer Wirkung schadete die Massnahme eher den Abtreibungsgegnern, welche in den Massenmedien kaum Gehör fanden und damit stärker auf die elektronischen Kanäle setzen wollten.

«Wirklich wichtige Werte»

Hätte Google gleich gehandelt, wenn der Entscheid in umgekehrter Richtung gewirkt hätte? Man weiss es nicht. Was wir allerdings wissen, ist, dass die Mehrheit der Google-Mitarbeiter in gesellschaftspolitischen Fragen weit links steht. Angestellte des Internetkonzerns spendeten bei den Wahlen 2016 über eine Million US-Dollar fürs Lager von Hillary Clinton. Die Kampagne von Donald Trump erhielt dagegen null Dollar.

Die grossen Internetkonzerne sind, politisch betrachtet, beinahe eine Monokultur der linken Avantgarde in Kalifornien. Face-

book-Gründer Mark Zuckerberg beschrieb dies im Mai 2018 vor dem US-Kongress unverblümt: Das Silicon Valley «tendiert extrem nach links» («an extremely left-leaning place»).

Was bedeutet das für den Alltag in den Tech-Firmen? Wir erinnern uns: Im August 2017 feuerte Google den Softwareingenieur James Damore. Er hatte in einem internen Memo die Gleichstellungspolitik des Unternehmens kritisiert und darauf hingewiesen, dass es biologische Ursachen für das im Durchschnitt weniger ausgeprägte Interesse von Frauen an Technik gebe. Nach seiner Entlassung berichtete Damore von firmenübergreifenden schwarzen Listen mit den Namen von Konservativen. Diese würden im Alltag drangsaliert und hätten es schwer, eine neue Anstellung zu bekommen.

Weitere Einblicke in die politische Seelenwelt der Tech-Giganten bietet ein rund einstündiges Video, das die rechte Plattform *Breitbart News* vor einem Jahr enthüllte. Es zeigt eine Versammlung von Google-Mitarbeitern

Die grossen Internetkonzerne sind eine Monokultur der linken Avantgarde in Kalifornien.

unmittelbar nach dem Wahlsieg Trumps. Finanzchefin Ruth Porat, eigentlich eine stresserprobte Managerin, ist den Tränen nahe. «Wir alle brauchen eine Umarmung», sagt sie und fordert die Anwesenden auf, die am nächsten stehende Person in den Arm zu nehmen. Unter dem Beifall der Mitarbeiter verspricht Porat, Google werde seine «grosse Stärke, Ressourcen und Reichweite», nutzen, «um wirklich wichtige Werte zu fördern».

Kent Walker, als *Senior Vice President for Global Affairs* so etwas wie der weltweite Cheflobbyist des Konzerns, diagnostiziert auf der ganzen Welt eine «Angst», welche «Sorgen, Fremdenfeindlichkeit, Hass und ein Bedürfnis nach vorhandenen und nicht vorhandenen Antworten» auslöse. Er zeigt sich überzeugt, dass «die Geschichte auf unserer Seite ist» und sich ihr «moralischer Bogen» dem «Fortschritt zuneigt».

Das Video hält weitere Erkenntnisse bereit. Ein Mitarbeiter stellt die Frage, was Google gegen «Desinformation» und «Fake News» unternehme, die von «schlechtinformierten Wählern» verbreitet werde. Sundar Pichai, der CEO von Google, antwortet, «Investitionen in maschinelles Lernen und künstliche Intelligenz» seien eine «grosse Chance» zur Lösung des Problems. Wie er das genau meint, verrät er nicht. Er ist aber offensichtlich der Meinung, man könne die Entscheidung, welche politischen Inhalte akzeptabel sind, automatischen Computerprozessen anvertrauen.

Google-Mitgründer Sergey Brin gibt sich «tief verletzt» («*deeply offended*») über die

Wahl Trumps, welche «im Konflikt mit vielen unserer Werte» stehe. Als ein Mitarbeiter am Schluss fragt, ob der Wahl auch etwas Positives abzugewinnen sei, bricht die versammelte Konzernspitze in Gelächter aus. Brin antwortet: «Junge, das ist in dem Moment wirklich schwierig.»

Google bestätigt die Echtheit der Aufnahme, bestreitet aber jegliche politische Einflussnahme: «An diesem Treffen – oder irgendeinem anderen Meeting – wurde nichts gesagt, das nahelegen könnte, dass eine politische Schlagseite [«bias»] die Art und Weise beeinflusst, wie wir unsere Produkte herstellen und betreiben.» Im Gegenteil, man verwende «ausserordentliche Sorgfalt» darauf, «eine vertrauenswürdige Informationsquelle für jedermann, ungeachtet des politischen Standpunkts», zu sein.

Googles Tafelsilber

Vor wenigen Monaten dann ein neues Video. Mit versteckter Kamera wird Jen Gennai, eine hochrangige Google-Managerin, beim vertraulichen Gespräch im Restaurant gefilmt. Sie berichtet, wie bei der Trump-Wahl alle, inklusive Google, auf dem falschen Fuss erwischt worden seien («screwed») und «wie wir verhindern, dass sich das wiederholt». Die Google-Frau outet sich als Anhängerin der Demokratin Elizabeth Warren. Jedoch sei deren Absicht, die Internetkonzerne zu zerschlagen, nicht zielführend. Schliesslich «hätten all diese kleinen Firmen nicht dieselben Ressourcen wie wir», um «die nächste Trump-Situation zu verhindern».

Können die Google-Mitarbeiter ihre persönliche Meinung, die zum grössten Teil der politischen Linken zuneigt, tatsächlich unter Kontrolle halten, während sie an ihren Programmen tüfteln? Der Suchalgorithmus ist das Tafelsilber des Unternehmens. Er entscheidet darüber, welche Suchresultate angezeigt werden, wenn man beispielsweise nach «Hillary Clintons E-Mail-Skandal» oder nach «Wahlen Schweiz 2019» googelt. Die grosse, historische Leistung von Google als Suchmaschine bestand genau darin, vor zwei Jahrzehnten erstmals eine Hierarchie in das Wirrwarr des Internets zu bringen: wichtige Suchresultate zuerst. Doch nach welchen Kriterien entscheidet dieser Algorithmus über die Wichtigkeit? Kann es sein, dass bewusst oder unbewusst die linke Mehrheitsmeinung des Silicon Valley die Suchergebnisse verfälscht?

Genau das befürchtet der US-amerikanische Verhaltensforscher Robert Epstein. Der Psychologieprofessor war lange Zeit Chefredaktor der akademischen Fachzeitschrift *Psychology Today*. Zurzeit ist er als Senior Research Psychologist am American Institute for Behavioral Research and Technology tätig.

Epstein – bekennender Linker sowie Unterstützer Hillary Clintons bei den Wahlen 2016

«Recht auf Zensur»

Seit drei Jahren lebt der schottische Historiker Niall Ferguson in unmittelbarer Nähe des Silicon Valley. Wie beurteilt er die politische Agenda der Internetkonzerne?

Nach der Wahl von Trump schrieben Sie, das Silicon Valley werde das nicht nochmals zulassen.

Die grosse Frage ist: Können Google und Facebook dem demokratischen Kandidaten nächstes Mal besser helfen? Die Antwort lautet, denke ich, «Ja». Die grundlegende Anmassung des Silicon Valley ist: Man hat ein Recht auf Zensur. Und davon macht man hochgradig Gebrauch.

Gibt es Beweise, dass Google versucht hat, Hillary Clinton zu helfen?

Die Forschung von Robert Epstein ist ziemlich überzeugend. Es ist bemerkenswert, was Google da gemacht hat.

Hat Big Tech inzwischen den Konservativen den Kampf angesagt?

Seit der Trump-Wahl 2016, und besonders seit dem Vorfall in Charlottesville 2017, gab es eine starke Tendenz zur Löschung oder, mehr noch, zur Diskriminierung gewisser Inhalte. Sie betraf vor allem Personen, die man als Alt-Right oder sonst wie als weit rechts stehend erachtet. Links aussen geschieht das nicht in dem Masse.

Die politische Einflussnahme der grossen Internetfirmen war auch im Kongress verschiedentlich Thema.

Aber der Kongress hat keine Taten folgen lassen. Es wird einen Moment der Wahrheit geben, da die Leute sagen werden: «Nanu, der Rechtsrahmen für die Internetgiganten ist ja immer noch der glei-



«Linke Ideologie»: Wissenschaftler Ferguson.

che!» Diese Firmen dominieren das Medienbusiness. Von ihnen bekommen sehr viele Amerikaner ihre News. Und gleichzeitig sind sie der wichtigste Empfänger von Geldern für Online-Werbung.

Sie leben seit drei Jahren in der Nähe des Silicon Valley. Wie links ist die Gegend wirklich?

In Nordkalifornien ist es tatsächlich so, dass der letzte Konservative wohl irgendwann das Licht ausmachen muss. (Lacht) Die Angestellten von Google, Facebook und so weiter stehen im Durchschnitt sehr weit links vom politischen Zentrum. Die einzige Person, die diesem Stereotyp nicht entsprach, war PayPal-Mitgründer Peter Thiel. Und der ist letztes Jahr nach Los Angeles umgezogen. Es ist

ein bisschen wie mit den Universitäten: Im Silicon Valley wird eine linke Ideologie gepflegt, in welcher der konservative Konsens aus dem übrigen Land nicht im mindesten vertreten ist.

Ursprünglich galt die Internetwirtschaft als libertär. Sie hatte fast anarchistische Züge.

Der anfänglich libertäre Grundton war eine politisch inkorrekte Studentenverbindungsattitüde. Junge weisse Männer, die auf alles piffen.

Wann passierte der grosse Linksrutsch?

Mit der Obama-Präsidentschaft rückten die Universitäten in Sachen Identitätspolitik weit nach links. Das haben die Studenten dann in die Firmen hineingetragen. Junge Mitarbeiter kamen aus Berkeley, Stanford und Harvard mit der festen Überzeugung, dass die Welt vor ungerechten Privilegien strotze, dass sie *safe spaces* und *trigger warnings* benötige. Die alte Silicon-Valley-Generation der Verbindungsbrüder nahmen sie als einen Cocktail aus Sexismus, weisser Anspruchshaltung und *white privilege* wahr. Die Älteren mussten sich anpassen oder gehen. Insbesondere bei Google, wegen der engen Bindung an Barack Obama und Hillary Clinton.

Und bei Facebook?

Ich denke, Mark Zuckerberg ist in erster Linie Kapitalist. Aber er hat eine Belegschaft, die ähnlich tickt wie jene von Google.

Niall Ferguson ist Senior Fellow am Zentrum für europäische Studien in Harvard und forscht gegenwärtig als Milbank Family Senior Fellow an der Hoover Institution in Stanford, Kalifornien.

Interview: Florian Schwab

Versicherung: Wie Alter, Pass und Geschlecht Ihre Prämie bestimmen.

Diese Woche:
Versicherungsprämien:
Der grosse Wirrwarr.



– ist überzeugt: Im Rahmen seiner Forschung hat er Google dabei erwischt, wie das Unternehmen im Jahr 2016 die Suchmaschine als Hilfsmittel für Hillary eingesetzt hat. Seine Erkenntnisse präsentierte er im vergangenen Juli vor dem Rechtsausschuss des US-Senats. Der sogenannte Search Engine Manipulation Effect, kurz SEME, sei «eine der mächtigsten Formen der Beeinflussung, die in der Verhaltensforschung jemals entdeckt worden sind», so Epstein. Die Technik sei besonders gefährlich, weil sie – anders als etwa bezahlte Werbung – für den Betroffenen «unsichtbar» sei. SEME «lässt die Leute im Glauben, ihre eigene Schlussfolgerungen gezogen zu haben», was aber «eine Illusion» sei. Ferner lasse SEME

Sie sehen sich darin bestätigt, dass die Welt tatsächlich so ist, wie sie sie sehen wollen.

«keine Papierspuren zurück, denen die Behörden nachgehen könnten».

Wie funktioniert die Manipulation laut Epstein? Der Psychologe weist darauf hin, dass sich bei Google über 90 Prozent aller Klicks auf der ersten Seite abspielen, sprich: unter den ersten zehn Treffern. Bei weniger als jeder zehnten Suche schauen die Nutzer über den Bereich der «Top Ten» hinaus.

Sorgt der Betreiber der Suchmaschine dafür, dass in den ersten zehn Treffern negative Botschaften über einen der beiden Kandidaten eingestreut werden, so hat dies einen starken Einfluss auf die Meinungsbildung von unentschlossenen Wählern. Und gemäss der Analyse Epsteins hat Google genau das bei den Wahlen 2016 getan. Die Übungsanlage Epsteins: Er liess knapp hundert unentschlossene Wähler nach politischen Inhalten suchen, mit verschiedenen Suchmaschinen. Daraus ergaben sich total 13 000 Suchvorgänge, die zu 98 000 Website-Klicks führten. Das Ergebnis war eine, so Epstein kürzlich in einer Talkshow, «dramatische Schlagseite in Googles Suchergebnissen zugunsten von Hillary Clinton».

Eine zweite Manipulationstechnik sei das Einblenden von Suchvorschlägen, noch während der Nutzer seine Suchbegriffe eingibt. Die meisten Google-Nutzer gingen davon aus, dass diese Vorschläge sich aus dem Suchverhalten anderer Nutzer ergäben. Doch dies treffe nicht immer zu. So seien den Wählern beispielsweise Suchbegriffe rund um den E-Mail-Skandal von Hillary Clinton über weite Strecken des Wahlkampfes nicht automatisch vorgeschlagen worden. Dies, obwohl sich aus den von Google publizierten Häufigkeiten für Suchbegriffe klar ergibt, dass das Interesse daran sehr gross war. Gab der Nutzer hingegen «Donald Trump ist» ein, bekam er häufig auch einen negativen Vorschlag zur

Auswahl angezeigt. «Nutzer klicken besonders häufig auf negative Attribute, wenn sie ihnen vorgeschlagen werden», weiss Epstein.

Die Forschung des Psychologen ist nicht unumstritten. Kritisiert wird die geringe Anzahl an Probanden. Zudem sei die Auswahl der Suchbegriffe nicht nachvollziehbar und befördere unter Umständen das von Epstein gewünschte Ergebnis. Der Forscher widerspricht dieser Kritik. Die Suchbegriffe seien bewusst neutral gewählt worden. Und bei den Zwischenwahlen 2018 habe sich eine ähnliche Bevorzugung der Demokraten auch anhand einer weit grösseren Stichprobe gezeigt.

Ein sehr exponierter langjähriger Google-Beobachter aus Kalifornien, der anonym bleiben will, vermutet, dass der bewusst in den Google-Algorithmus eingebaute Linksdrill nur einen Teil des Problems erkläre. Wichtiger sei die Tatsache, dass der Algorithmus den Faktoren «Autorität» und «Konsens» von Quellen eine grosse Bedeutung beimesse. Dadurch würden die Flaggschiffe der Mainstream-Medien, CNN und *New York Times*, überproportional berücksichtigt. Am Anfang stehe vielleicht kein bewusster Entscheid, aber die Angelegenheit sei für die Angehörigen der linken Tech-Community äusserst praktisch: Sie sehen sich darin bestätigt, dass die Welt tatsächlich so ist, wie sie sie sehen wollen.

Löschungen verfünfacht

Der Hamburger Anwalt Joachim Nikolaus Steinhöfel, der für die AfD den Youtube-Fall gewann, befindet sich im juristischen Dauerkampf um die Meinungsfreiheit mit den Internetgiganten. Die «Manipulationsmöglichkeiten sind unvorstellbar und angsteinflössend», bei falscher Nutzung «nachhaltig demokratiegefährdend». Allein schon die theoretischen Möglichkeiten seien «schlimm».

Und in der Praxis? Zumindest bei Facebook sei er sich nicht nur aufgrund eigener Erfahrungen sicher: «Beim Löschen von Inhalten besteht bei der internen Prüfung eine erhebliche Schlagseite nach links.» Diese sei nicht das Ergebnis zufälliger Entscheide, sondern ergebe sich «aus der Unternehmenspolitik». Deutlich werde dies etwa daran, dass Facebook sogar die absurdesten Löschungen mit vielen hundert Seiten langen Eingaben internationaler Topkanzleien verteidige. Das Unternehmen betreibe «digitale Massenvernichtung freier Rede».

Auch Google zieht die Schraube an. Seit Juni hat das Unternehmen nach eigenen Angaben 17 000 Youtube-Kanäle und 100 000 Videos unter dem Titel «Hassrede» (*hate speech*) gelöscht – eine Verfünfachung gegenüber früheren Zeiträumen. Google dominiert also nicht nur den Online-Werbemarkt und die Internetsuchen. Sondern entscheidet mittlerweile auch darüber, was gesagt werden darf. ○



Inside Washington

Im Ruhestand

General «Mad Dog» Mattis weigert sich, seinen alten Boss anzuschwärzen.

Pünktlich zum 11. September veröffentlicht der ehemalige Verteidigungsminister General «Mad Dog» Mattis seine Memoiren mit dem Titel: «Call Sign Chaos: Learning to Lead.» Neben seinen Schlachtfeld-Erfahrungen und Washingtoner Grabenkriegen enthüllt Mattis, dass «ich keine andere Wahl hatte, als das Weisse Haus zu verlassen». Er gab auf, nachdem Trump seine Absicht bekanntgab, US-Truppen aus Syrien abzuziehen, was Mattis heftig ablehnte.

Washingtons Journalisten sind enttäuscht. Mattis weigert sich hartnäckig, seinen Ex-Chef anzuschwärzen. Angeblich tritt Trump, den er «einen ungewöhnlichen Präsidenten» nennt, im Buch nach Seite zwei nicht mehr auf. Der Kriegsheld besteht darauf: «Wo ich herkomme, steht der Einsatz für die Marke über allem. Die Marke ist die US-Verfassung.»

Am Potomac indes heissen die Marken Konflikt und Konfrontation. CBS-Moderatorin Margaret Brennan drängt Mattis, Trump die Schuld zu geben... an irgendetwas! Die News-Matadorin bittet den Viersternegeneral, die Menschen wenigstens «daran zu erinnern, warum es in Afghanistan eine dauernde Truppenpräsenz geben muss».

Das Magazin *New Yorker* beschwert sich darüber, dass Mattis «sich drückt», wenn es darum geht, Präsident «Hairspray Hurricane» in die Pfanne zu hauen. Das Einzige, was sich der Kriegsveteran entlocken lässt, ist eine «vernichtende» Kritik an den ehemaligen Präsidenten Barack Obama und George W. Bush. Bei Obama konstatiert er einen «allgemeinen Mangel an strategischem Denken». Unverblümt gesteht er ein: «Wir hatten keine Strategie. So einfach ist das.»

Wird es für den Washingtoner Sumpf einfach sein, für einmal auf die Schlammschlacht um ihren beliebtesten Hass-Präsidenten zu verzichten? Einfache Antwort: Nein. Mattis ist überzeugt: «Wenn ein General seine Uniform auszieht, muss er seine Zunge in den Ruhestand schicken.» *Amy Holmes*

Die neue Einheitspartei

Von Thilo Sarrazin — Was bedeutet die strikte Ausgrenzung der AfD langfristig für das politische System? Ist jemand zu gewinnen, wenn man ihm nur die Wahl lässt, ein Idiot oder ein Bösewicht zu sein?



Am Abend des 1. Septembers, des Tags der Landtagswahlen in Brandenburg und Sachsen, unterzog ich mich einem Fernsehmarathon und schaltete von 18 bis 23 Uhr zwischen der Wahlberichterstattung von ARD und ZDF hin und her. Mit Triumph in der Stimme vermeldeten die Moderatoren zunächst, dass jeweils die Partei des Ministerpräsidenten die meisten Stimmen bekommen habe. Am Ende wurden es 32,1 Prozent für die CDU in Sachsen und 26,2 Prozent für die SPD in Brandenburg. Bei der AfD war zunächst die wichtigste Nachricht, dass sie hinter früheren Prognosen zurückgeblieben sei. Das erwies sich als falsch. In beiden Ländern übertraf sie mit 27,5 beziehungsweise 23,5 Prozent nicht nur die Prognosen der vorhergehenden Tage und Wochen, sondern auch die Ergebnisse der Bundestagswahl 2016 und der Europawahl 2019. Der Erfolg ist umso bemerkenswerter, als er bei stark angestiegener Wahlbeteiligung stattfand.

Politische Pornografie

Gemessen an den Umfragen, fielen die Ergebnisse für Linke und Grüne katastrophal aus. Mit nur 10,4 beziehungsweise 10,8 Prozent hat die Linke ihren Status als Volkspartei des Ostens verloren, und auch die Grünen blieben mit 10,8 beziehungsweise 8,6 Prozent weit unter ihren Erwartungen. Die Unterstützung für die Amtsinhaber hatte offenbar beide Parteien Leihstimmen gekostet. In Brandenburg wird wohl die SPD zusammen mit den Linken und Grünen und in Sachsen die CDU zusammen mit den Grünen und der SPD regieren. Die Letztere steht in Sachsen mit nur noch 7,7 Prozent kurz vor der Bedeutungslosigkeit. In beiden Ländern werden es Koalitionen der Wahlverlierer mit entsprechend schlechter Stimmung sein.

In den zahlreichen Gesprächsrunden und Interviews des Wahlabends kamen die Vertreter der AfD nur relativ wenig zu Wort. Vertreter von CDU, SPD, Grünen und Linken schienen sich in ihrer Wortwahl abgestimmt zu haben. Übereinstimmend nannten sie die AfD rechts-

extrem und lehnten jedwede Zusammenarbeit mit ihr ab. Die Moderatoren von ARD und ZDF konnten von diesen Aussagen gar nicht genug bekommen und fragten immer wieder neu entsprechende Bestätigungen ab.

In der Ursachenanalyse war viel vom Erbe der DDR, von den Fehlern der Einheit, vom Gefühl des Abgehängtseins im Osten und von sozialer Gerechtigkeit die Rede. Kein einziger Moderator und kein Vertreter der Altparteien nahm am gesamten Abend jemals Wörter wie Migration, Zuwanderung oder Kriminalität in den Mund. Die Stichworte, mit denen die AfD in Ostdeutschland und Westdeutschland politisch gross geworden ist, galten offenbar an diesem Wahlabend als politische Pornografie, die man in guter Gesellschaft möglichst vermeidet.

So bildeten die Vertreter der Altparteien und die Journalisten von ARD und ZDF an



Geschlossene Gesellschaft: ARD-Wahlstudio.

diesem Abend eine geschlossene Gesellschaft, die gemeinsam darüber zu trauern schien, dass durch das offene Fenster der Wahlen ein so garstiger Wind in ihre Runde der gegenseitigen Selbstbestätigung gefahren war. Offen blieb, ob sie nun gemeinsam ein Viertel der Wähler als rechtsextrem – und damit als moralisch böse – oder als geistig inkompetent und damit als verführbar ansah. Das durfte sich der Zuschauer aussuchen. Es ist schwer vorstellbar, dass dies seine künftige Neigung, AfD zu wählen, verringert haben könnte. Offen blieb damit auch die Strategie der Rückgewinnung der verlorenen Wählerschaft. Nur selten ist jemand zu gewinnen, wenn man ihm nur die Wahl lässt, ein Idiot oder ein Bösewicht zu sein.

Offen blieb aber auch, was eine strikte Ausgrenzung der AfD langfristig für das politische

System und für die Möglichkeit zu demokratischen Machtwechseln bedeutet. Traditionell hatte im politischen System der Bundesrepublik das bürgerliche Spektrum, verkörpert durch Union und FDP, ein leichtes Übergewicht gegenüber dem linken Spektrum, verkörpert durch die SPD. Dazu passt, dass die Union in siebzig Jahren Bundesrepublik weit überwiegend den Bundeskanzler stellte.

Anfang der achtziger Jahre traten die Grünen auf den Plan, zwanzig Jahre später die Linke. Seit 2014 befindet sich im rechten Spektrum zusätzlich die AfD. Das Kräfteverhältnis der Blöcke blieb aber davon nahezu unberührt: In den jüngsten Meinungsumfragen auf Bundesebene haben SPD, Linke und Grüne zusammen eine Stärke von rund 44 Prozent, Union, FDP und AfD liegen zusammen bei 49 Prozent.

Dagegen hat die grosse Koalition ihre strukturelle Mehrheitsfähigkeit verloren. Auf Bundesebene liegt sie noch bei 41 Prozent. In Brandenburg hatten CDU und SPD bei den jüngsten Wahlen zusammen 42 Prozent, in Sachsen 40 Prozent.

Grüne Themen als Risiko

Damit ist die Union, möchte sie den Kanzler stellen, die AfD aber weiter ausgrenzen, künftig auf die Grünen als Koalitionspartner angewiesen. Für die weit überwiegende Zahl der politischen Journalisten ist dies die Traumkombination schlechthin. Entsprechend emphatisch ist die politische Unterstützung einer schwarz-grünen Zukunft; dazu passt, dass durch die Klimadiskussion grüne Themen generell im Aufwind sind. Für die Union ist das gefährlich, denn in Umweltfragen sind die Grünen das Original, die Union aber ist die Kopie. Wenn die Union nicht aufpasst, kann ihre vermehrte Hinwendung zu grünen Themen den

Höhenflug für die Grünen noch verstärken, während es gleichzeitig für die Union schwerer wird, wieder Wähler von der AfD zurückzugewinnen.

Erschwerend kommt hinzu, dass die Energie- wende in Deutschland, gemessen am CO₂-Ausstoss, gegenwärtig stockt. Es droht die Falle steigender Belastungen für die Bürger bei gleichzeitiger offenkundiger Nichterreichung der ehrgeizigen Ziele zur CO₂-Reduktion.

Die Kombination ungelöster Klimafragen mit ungelösten Migrationsfragen könnte sich als langfristiges Wachstumsprogramm für die AfD erweisen.

Thilo Sarrazin ist ehemaliges Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Ein Ego, grösser als das Königreich

Immer wieder sabotierte Unterhaus-Speaker John Bercow den Brexit.
Sogar seine Rücktrittsankündigung war ein Manöver gegen den Austritt aus der EU.

Von James Delingpole

Am Donnerstag nächster Woche wird John Bercow, der in Kürze von seinem Amt als Speaker des britischen Unterhauses zurücktreten wird, in Zürich einen Vortrag zum Thema «Warum ich der brillianteste, einflussreichste, witzigste, geistreichste und bedeutendste Parlamentarier in der Geschichte Grossbritanniens bin» halten. Das mag nicht das offizielle Thema seines Vortrags im Europa Institut Zürich sein, aber es wird natürlich vor allem darum gehen. In einem Umfeld, in dem es an selbstverliebten Figuren nicht mangelt, gibt es nur wenige, die es mit der grenzenlosen Arroganz dieses «egoistischen, eingebildeten Gecks» aufnehmen können, der «seine Anti-Brexit-Voreingenommenheit schamlos über die nationalen Interessen stellt und eine Schande für sein Amt ist». Dieses Zitat der *Daily Mail* vermittelt eine Ahnung davon, wie Bercow sich selbst sieht und wie er von einem Grossteil der britischen Bevölkerung wahrgenommen wird.

Privilegien des Amtes missbraucht

Keine Frage, Bercow mit seinen knallbunten Krawatten und seiner gestelzten Ausdrucksweise hat sich als besonders schillernder und lebhafter Sprecher des Unterhauses erwiesen. Manche sagen, dass er mit seinem Eintreten für den Primat und die Souveränität des Parlaments ein Held der Demokratie sei. Aber weitaus mehr Leute sehen ihn als eine Pest und ein Ärgernis, dessen Rücktritt (angekündigt zum 31. Oktober) nicht früh genug kommen kann. Seine Ruppigkeit, seine herrische Art, seine Angeberei, seine unverhohlene Parteilichkeit und Geschwätzigkeit sind nur ein Teil des Problems. Was die Briten wirklich aufbringt, ist die Tatsache, dass er das Privileg seines Amtes missbraucht und den Auftrag der Regierung, den Brexit umzusetzen, vielleicht mehr als jeder andere untergraben, behindert und torpediert hat.

In der letzten Woche hat er das abermals bewiesen, indem er, gestützt auf ein kompliziertes Verfahren namens Standing Order No. 24, der Labour Party die Möglichkeit gab, ein Gesetz durchzupeitschen, das es Premierminister Boris Johnson verbietet, am 31. Oktober, einen Brexit auch ohne Abkommen zu vollziehen, und ihn zwingt, in Brüssel eine weitere Verschiebung des Austrittstermins zu beantragen. Der Premierminister wurde also, mit stillschweigendem Einverständnis des Speakers, um eine seiner stärksten Verhandlungspositionen gebracht und der Gnade der Europäischen Union preisgegeben, in der viele



Begann seine Karriere am rechten Rand der Konservativen: Selbstdarsteller Bercow.

Briten inzwischen eine feindliche und unversöhnliche ausländische Macht sehen.

Bercow hat nie ein Geheimnis aus seinen proeuropäischen Sympathien gemacht. Sein Auto fiel auf dem Parlamentsparkplatz durch den Aufkleber «Weg mit dem Brexit» auf, und einmal erklärte er einer jungen Besuchergruppe, dass er für einen Verbleib in der EU gestimmt habe. Und kürzlich unterbrach er einen Auslandsurlaub, um zu verkünden, dass die Entscheidung des Premierministers, das Parlament in die Ferien zu schicken (um den Brexit endlich durchsetzen zu können), ein «verfassungsrechtlicher Skandal» sei. Bei jedem anderen britischen Politiker würde man ein so unverblümtes Statement durchgehen lassen. Bercow hat sich aber kraft seines Amtes absolut unparteiisch zu verhalten. Die Position des Speakers des Unterhauses ist traditionell neutral. Dagegen zu verstossen – in einem Land, das keine Verfassung hat –, ist eine Missachtung des Vertrauens, das die fein austarierete britische Demokratie zusammenhält.

Bercow kam als Konservativer ins Parlament und begann seine Karriere am rechten Rand seiner Partei, trat sogar dem antisemitischen Monday Club bei (womit er seinen jüdischen Vater, einen Taxifahrer, schockiert haben dürfte). Seitdem hat er sich zu einem solchen Linken entwickelt, dass niemand überrascht war, als

unlängst in den Zeitungen stand, er habe mit der Idee geliebäugelt, zur Labour Party überzutreten. Manche schreiben seinen politischen Wandel dem Einfluss seiner Frau Sally zu, andere erklären es mit Zynismus und Eigennutz. Seinen gut bezahlten Job (jährlich 142 000 Pfund) bekam er, nachdem er seine eigene Partei schamlos attackiert, sich bei Labour-Abgeordneten beliebt gemacht und deren Stimmen bei der geheimen Wahl gewonnen hatte. Wohl kein anderer Speaker war derart unbeliebt, vor allem in seiner eigenen Partei. Mit seinen Sympathien für die Remainer hat er den Brexit immer wieder sabotiert und damit Schande über sein Amt gebracht.

Egal, was die Leute denken

Nicht, dass ihm das dank seiner fetten Pension und seiner unvermeidlichen Beförderung in das Oberhaus etwas ausmachen würde. Wer so selbstverliebt ist, dem ist schliesslich egal, was andere Leute denken. Selbst seine rührselige Rücktrittsankündigung im Parlament war genau kalkuliert. Sein Nachfolger sollte gewählt werden, solange das Parlament noch von Brexit-Gegnern beherrscht wird, und nicht erst nach den bevorstehenden Neuwahlen, die gewiss zu einer Mehrheit von Brexit-Befürwortern führen werden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

27 Millionen Tote

Noch immer wird versucht, einen Teil der Schuld für den Zweiten Weltkrieg auf die Sowjetunion abzuschieben. Tatsache ist: Weil der Westen im Umgang mit Hitler versagte, musste Stalin einen Pakt mit den Deutschen schliessen. So verschaffte er sich Zeit, die Nazis zu schlagen. Der Preis war gewaltig. *Von Sergei Kudriavtsev*



In Russland gibt es keine einzige Familie, die nicht betroffen war: Berlin, 2. Mai 1945.

Achtzig Jahre nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges werden erneut viele Theorien gewälzt, wie es zu dieser grössten Tragödie des 20. Jahrhunderts kommen konnte. Ein Informationsfeldzug läuft auf Hochtouren. Sein Ziel ist es, die historische Schuld für den Beginn dieses Konflikts auf die Sowjetunion abzuwälzen. Zu diesem Zweck werden Ereignisse aus dem Kontext gerissen, die mit Dokumenten belegten historischen Fakten werden verdreht oder verschwiegen. So kritisiert man beispielsweise aufs schärfste den in der Nacht auf den 24. August 1939 in Moskau unterschriebenen sowjetisch-deutschen Nichtangriffspakt («Wie unter Parteigenossen», *Neue Zürcher Zeitung*, 23. August 2019). Kaum jemand erinnert jedoch daran, was die sowjetische Führung zu diesem Schritt bewogen hatte. Die Tatsachen sprechen für Folgendes.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges strebten Grossbritannien, Frankreich und die USA als Sieger danach, ihre Dominanz durch Schwächung potenzieller Widersacher zu festigen. Deutschland wurde demilitarisiert, mit Reparationszahlungen belegt und in seinen Rechten beschränkt. Das Osmanische Reich und Österreich-Ungarn wurden zerteilt, und das sowjetische Russland befand sich in der internationalen Isolation. Aus den Trümmern des Russischen Reiches entstanden entlang unserer westlichen Grenzen neue Staaten, in denen meist nationalistische Regime herrschten.

Chamberlains Schande

Der flächengrösste von diesen Staaten war Polen, an das Russland westliche Regionen Weissrusslands und der Ukraine abtreten musste. Die Zwangspolonisierung der lokalen Bevölkerung artete Ende der zwanziger Jahre in unverdeckten Staatsterror aus. Wie Grossbritannien und Frankreich in Wirklichkeit gegenüber Polen gesinnt waren, zeigten die Verträge von Locarno (1925). Damals schon galt in Bezug auf Deutschlands Grenzen: Die west-

lichen sind unantastbar, an den östlichen haben die Deutschen freie Hand. Mit anderen Worten: Der wachsende deutsche Revanchismus wurde nicht unterdrückt, sondern in die «richtige», also östliche Richtung gelenkt.

Am 29. September 1938 fand in München eine Konferenz statt, an der Nazideutschland, das faschistische Italien, Grossbritannien und Frankreich einen Vertrag unterzeichneten. Als dessen Folge wurde im März 1939 die Tschechoslowakei zwischen Deutschland, Polen und Ungarn zuerst aufgeteilt und später vollständig als unabhängiger Staat abgeschafft. Diese Handlungen, die Hitlers Drang gegen Osten offenbarten, wurden zum wahren Vorspiel des Zweiten Weltkrieges. Damit war die Schaffung einer Anti-Hitler-Koalition unmöglich geworden. Bemerkenswert ist, wie Churchill das Geschehene in einer Rede im House of Commons zusammenfasste: Als es gegolten habe, zwischen Schande und Krieg zu wählen, habe sich Premierminister Chamberlain für die Schande entschieden – und werde trotzdem den Krieg bekommen. Die Geschichte gab ihm recht.

Fakt ist, dass die UdSSR nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland auf eine Politik der gesamteuropäischen Kollektivsicherheit setzte. Die sowjetische Regierung unterstützte die Initiative des französischen Aussenministers Louis Barthou, der alle mittel- und osteuropäische Staaten, einschliesslich der Sowjetunion und Deutschlands, an einem Pacte de l'Est beteiligen wollte. Hitler lehnte diesen Vertrag rundheraus ab. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass Hitler dabei eifrig von Polen unterstützt wurde. Der blinde Antisowjetismus der polnischen Regierung trieb das Land in die Einflusszone Hitlers. Die Deutschen förderten diese Entwicklung. Sie gaben den Polen 1938 einen Teil der Tschechoslowakei und versprachen ihnen später die sowjetische Ukraine und den Zugang zum Schwarzen Meer. Das lässt sich

nachlesen in den Gesprächsprotokollen der Aussenminister Deutschlands und Polens, Joachim von Ribbentrop und Józef Beck, vom Januar 1939 in Warschau.

Beispiellose Konzessionen

An der Schwelle zum Krieg, am 17. April 1939, kam es in Moskau zu Verhandlungen mit Frankreich und Grossbritannien, mit dem Ziel, doch noch eine Anti-Hitler-Koalition in die Wege zu leiten. Diese scheiterten, weil London keine Anstalten machte, sich mit Moskau zu verständigen. Die Briten sahen in Hitler damals lediglich einen widerspenstigen Alliierten, dem es mit einem hypothetischen Bündnis mit den Russen Angst einzujagen galt. Erst nachdem die sowjetische Führung sich endgültig von der Aussichtslosigkeit der Gespräche mit London und Paris überzeugt hatte, nahm sie direkte Verhandlungen mit Deutschland auf. Am 23. August traf in Moskau eilig Aussenminister von Ribbentrop mit seinem Gefolge ein. Die deutschen Diplomaten machten beispiellose Konzessionen an die sowjetischen Vertreter um Aussenminister Molotow, um die sowjetische Neutralität in der polnischen Kampagne zu sichern.

Diese taktische Einigung mit Berlin gewährte der Sowjetunion anderthalb Jahre Frieden und ermöglichte es ihr, die Grenze zu Deutschland weiter in Richtung Westen zu verschieben. Die wichtigste Aufgabe zu der Zeit war die Gewährleistung der nationalen Sicherheit. Keiner glaubte wirklich an einen dauerhaften Frieden. Bemerkenswert ist, dass die Unterzeichnung des Nichtangriffspaktes in Warschau keine grossen Wellen schlug – im Gegensatz zu Tokio, wo sie heftig verurteilt wurde. Eben dieser Schritt hielt Japan aber von einem Angriff auf die Sowjetunion 1941 ab.

Sturmangriff auf Berlin

Nur eine Woche nachdem der Molotow-Ribbentrop-Pakt besiegelt worden war, brach am



Eigentore

Sie wollen die Abgründe des Fussballgeschäfts darstellen. Doch sie entlarven sich selber: die Autoren von «Football Leaks». Von Thomas Renggli

Seit Montag ist das Enthüllungsbuch «Football Leaks 2» im Handel erhältlich. «Geld, Lügen und geheime Deals», heisst es in der Werbekampagne des Spiegel-Buchverlags über das Werk der Journalisten Rafael Buschmann und Michael Wulzinger. Aufgrund der vermeintlichen Brisanz der Recherchen bemühte sich auch die *Weltwoche* um ein Interview mit Autor Buschmann. Nach der ersten Kontaktaufnahme im vergangenen April und einer Nachfrage für einen konkreten Termin im August brach die Verbindung aber unvermittelt ab. Buschmann reagiert weder auf telefonische Anfragen noch auf Mails.

Hintergrund der Funkstille sind Zweifel an einer Enthüllungsgeschichte von Buschmann aus dem Jahre 2014 über eine angebliche Spielmanipulation an der Fussball-WM in Brasilien. Der berühmte singapurische «Matchfixer» Wilson Raj Perumal soll in einem Chat mit Buschmann Ergebnisse und Spielverläufe korrekt vorausgesagt haben. Konkret ging es um das Vorrundenspiel Kamerun–Kroatien. Wenige Stunden vor dem Kick-off soll Perumal sowohl das Resultat (0:4) als auch die rote Karte gegen den Kameruner Alex Song prophezeit haben. Der *Spiegel* nahm dies als Beleg für die Manipulation des Spiels.

Beförderung verzögert

Die Fifa leitete eine Untersuchung ein. Auch die Anti-Wettbetrugs-Organisation ICSS befasste sich mit dem Fall. Unregelmässigkeiten kamen allerdings keine zum Vorschein. Auch Perumal widersprach Buschmanns Ausführungen und belegte seine Bedenken mit Screenshots. Denn der «Investigativ-Chat» fand über das Facebook-Tool Messenger statt. Die *Welt am Sonntag* nahm sich vor einigen Wochen dieses Falles ebenfalls an und zitierte einen Facebook-Mitarbeiter, der in internen Aufzeichnungen nachgeschaut und dabei festgestellt habe, dass das Gespräch zwischen Buschmann und Perumal erst nach dem Spiel stattgefunden habe. Damit wurde der Geschichte jeglicher Realitätsbezug genommen.

Beim *Spiegel*, der seit dem Fall Relotius eine hausinterne «Kontrollkommission» unterhält, ist man allerdings anderer Meinung. Man sei Hinweisen nachgegangen, habe aber in Kenntnis sämtlicher Darstellungen bis heute keine Belege für Fälschungen erhalten. Auch auf eine Anfrage des deutschen Branchenportals *Übermedien* nahm das Magazin seinen Autor in Schutz. Buschmann habe vor der Ver-

öffentlichung seine nach wie vor gültige Beweislage mit Unterlagen und Zeugen sowohl der Ressortleitung, der Dokumentation wie auch der Rechercheabteilung offengelegt. Darauf sei im Einverständnis mit der Chefredaktion entschieden worden, den Beitrag – so wie geschehen – zu veröffentlichen. Mittlerweile scheinen sich die *Spiegel*-Chefs ihrer



Diffuse Quellen: Journalist Buschmann.

Sache aber nicht mehr so sicher. Die angekündigte Beförderung Buschmanns verzögert sich.

«Manipulationsmärchen»

So oder so. Zurück bleiben ein schaler Nachgeschmack und die Frage, was von solchen Investigativ-Recherchen zu halten ist. Werden in «Football Leaks 2» tatsächlich Lügen und geheime Deals aufgedeckt – oder ist das Werk nicht schlicht ein Beleg, dass Enthüllungen aus anonymen und diffusen Quellen mit Vorsicht zu geniessen sind? Auffällig ist, dass die mediale Reaktion auf das «Manipulationsmärchen» an der WM 2014 ausgesprochen diskret ausfiel. Die Begründung dafür aber ist simpel: Im Recherchepool von Football Leaks sitzen neben dem *Spiegel* vierzehn weitere namhafte europäische Medienhäuser – darunter der Norddeutsche Rundfunk, die Agentur Reuters sowie das Zürcher Verlagshaus Tamedia. ○

1. September 1939 der Zweite Weltkrieg aus. Dies war die grösste Niederlage Grossbritanniens und Frankreichs. Vom Wunsch geleitet, sich selber zu schützen und Deutschland zum Überfall auf die Sowjetunion anzuspornen, fielen sie ihrer eigenen Intrigen zum Opfer. Später musste die Sowjetunion die grausamsten Schläge von Nazideutschland über sich ergehen lassen. Auf ihrem Territorium wurden die grössten Schlachten des Krieges ausgetragen, die auch dessen Ausgang bestimmten. Es lässt sich deshalb tatsächlich sagen, dass die Rote Armee dank Tapferkeit und Selbstlosigkeit ihrer Soldaten mit dem Sturmangriff auf Berlin den Krieg siegreich beendete. Dabei haben wir beim Sieg niemals zwischen «unserem» und «fremdem» unterschieden. Der Beitrag der Alliierten – all jener, die Schulter an Schulter gegen den Nazismus für Wahrheit und Gerechtigkeit gekämpft hatten – wurde stets hochgeschätzt.

Für den Sieg zahlte die Sowjetunion einen ungeheuren Preis. Die Zahl der Opfer war kolossal – 27 Millionen Tote waren zu beklagen. Das ist eine grauenvolle Zahl, die jene der Bevölkerung der Schweiz um mehr als das Dreifache übertrifft. In Russland gibt es keine einzige Familie, die vom Konflikt nicht betroffen war. Gerade deshalb ist die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg, in Russland «Grosser Vaterländischer Krieg» genannt, nach wie vor so präsent.



Sergei Kudriavtsev ist Geschäftsträger a. i. der Botschaft der Russischen Föderation in der Schweiz.



Vorreiter der #MeToo-Bewegung: Wichtel Allen mit Starschauspielerin Johansson.



Ikone der Woche

Voll in die Offensive

Von Wolfram Knorr

Er begann als intellektueller Nestbeschmutzer-Clown, der mit der erzpuritanischen, erzkonservativen und erzkapitalistischen Heuchlergesellschaft als linksfüßiger Wichtel im Clinch lag («Take the Money and Run», 1969). Er schuf ein stattliches Œuvre, sein Underdog-Witz wurde milder. Dann aber wurde er zum Unikum von tragikomischer Absurdität: Woody Allen, 83, dieser rothaarige Brillen-Zwerg, der seine Sexual- und Sozialsituation in den Pointen seiner Filme kompensierte, wurde von seiner Stieftochter des sexuellen Missbrauchs beschuldigt und von der #MeToo-Mühle (fast) geschrotet.

Etliche weibliche wie männliche Mimen, die stolz darauf waren, mit ihm gearbeitet haben zu dürfen, zeigten auf einmal öffentliche Reue, um ja nicht von der #MeToo-Strömung mitgerissen zu werden. Bis heute bestreitet Woody Allen die Anschuldigungen, die Stieftochter behauptet bis heute das Gegenteil – und die Branche duckt sich weg. Das erinnert fatal an die McCarthy-Ära, als der Verdacht reichte, ein Kommunist zu sein, und schon war die Arbeit futsch.

Hilfe von Scarlett

Erst kürzlich meldete sich der durchaus einflussreiche Hollywoodstar Scarlett Johansson und bekannte gegen alle «opportunistische Vernunft», dass sie jederzeit mit ihm arbeiten würde: «Er beteuert seine Unschuld, und ich glaube ihm.» Zwei Filme hatte sie mit Allen gedreht («Match Point», 2005, und «Vicky Cristina Barcelona», 2008) und war «immer direkt zu ihm und er sehr direkt zu mir» gewesen. Auch er selbst ging in die Offensive. In einem Interview mit dem Fernsehsender France 24 erklärte er sich zum Vorreiter der #MeToo-Bewegung! «Ich habe mit Hunderten von Schauspielerinnen gearbeitet, nicht eine von ihnen hat sich jemals über mich beschwert; keine einzige Beschwerde.»

Kann ja sein, dass seine erstaunlichen Äusserungen mit seinem neuen Film «A Rainy Day in New York» zusammenhängen, der am Freitag das französische Filmfestival Deauville eröffnen wird. Die #MeToo-Aktivistinnen sehen das anders, allen voran Melissa Silverstein, Gründerin der Initiative «Women and Hollywood». Warum nicht?

Aber dass Allens neuer Film in den USA nicht einmal starten wird, ist ungeheuerlich. Angemessen wäre es vielmehr, die frühen Filme, in denen Allen die liberal getünchte Heuchlergesellschaft durch den Kakao zieht, wieder ins Programm zu nehmen.

Was kommt, was geht, was bleibt

Ildikó von Kürthy hat mit «Es wird Zeit» einen Roman über die weibliche Mittellebenskrise geschrieben – und auch hier zu einem Happy End gefunden. Zu Besuch bei der Bestsellerautorin.

Von Claudia Schumacher

Mehr als die Hälfte meines Lebens ist vorbei. Was, wenn es die bessere Hälfte war?», fragt sich Judith. Sie ist die Protagonistin in Ildikó von Kürthys neuem Roman «Es wird Zeit», der sich um die weibliche Mittellebenskrise dreht. Es könnte von Kürthys erfolgreichster Roman werden. Gleich in der ersten Woche stieg er in der *Spiegel*-Bestsellerliste auf Platz zwei ein. «Das ist mir noch nie gelungen», sagt die Autorin an dem Tag, als sie es erfährt. Vorhin sei sie, von Gefühlen überwältigt, mit einem Sturzbach im Gesicht an ihrem Sohn vorbeigelaufen. Der habe einen Moment gebraucht, um zu verstehen, dass es Freudentränen waren. «Ansonsten hat er sich nicht viel dabei gedacht», sagt sie jetzt wieder lachend. Sie sei doch generell wahnsinnig emotional und nah am Wasser gebaut.

Diese Emotionalität – wie sie auch in der *Brigitte* kultiviert wird, für die von Kürthy Kolumnen schreibt – macht den Reiz ihrer Bücher aus. Sie können einem nahegehen. Anders als viele «Frauenbücher» sind sie ausserdem gut geschrieben. Von Kürthy ist eine Meisterin des Pars pro Toto. Sie findet stets charakteristische Details und überraschende Wendungen. Etwa, als Judith im frisch geerbten Elternhaus sitzt, in Sätzen wie diesen: «Mein Haus. Es fühlt sich nicht so an, als würde es mir gehören. Ich will auch gar nicht, dass es mir gehört. Ich möchte diese verdammte Küchenuhr zerschlagen, die dort seit dreissig Jahren an der Wand hängt und einfach über den Tod meiner Mutter hinweggegangen ist.» Dass von Kürthy in den Feuilletons wenig Beachtung findet, macht ihr nicht mehr so viel aus. Deutschlands Kulturschaffen ist stark in U (Unterhaltung) und E (Ernst) unterteilt, mit Verlagen wie Suhrkamp als Inbegriff der hohen Kunst. «Suhrkamp? Was ist das – eine Zigarettenmarke?», scherzt die Autorin. «Ihre Suhrkamp können Sie bitte gerne vor der Tür rauchen.»

Krönchen über dem Namen

Von Kürthy sieht mit ihren 51 Jahren nicht aus wie eine Frau in der zweiten Lebenshälfte. Wie sie da an einem Hamburger Augusttag bei 32 Grad vor einem sitzt mit ihrem weissen Sommerkleid, dem Wuschelhaar und ihrem Mädchenlachen, das wirkt eher wie ein zweiter Frühling – und um den geht es auch im Buch. Nochmal neu anfangen, dafür ist es nicht zu spät, aber: «Es wird Zeit.» Für von Kürthy könnte es momentan kaum besser laufen. Die

Filmrechte am neuen Bestseller sind bereits verkauft. «Was auch daran liegt, dass dieser Roman mehr Handlung besitzt als die meisten anderen meiner Bücher», sagt die Autorin, die vor allem auf innere Monologe setzt. Mit entspanntem Lächeln sitzt sie im Esszimmer ihrer Hamburger Stadtvilla an einem Massivholztisch, hinter ihr eine bunte Blumentapete.

Als Gast im Haus der Autorin verschärft sich der Eindruck: Von Kürthys Leben und Werk bilden eine stilistisch geschlossene Einheit. Die Farbgebung der Inneneinrichtung deckt sich mit der Gestaltung ihrer Buchcover: viel Rosa und andere Pastellfarben. Dazu Kissen, schimmernde Vorhänge, Deko-Figürchen, hie und da etwas Gold – die Toilette im unteren Stock ist sogar komplett goldfarben, Wände und Decke eingeschlossen. Kaum zu glauben, dass hier auch drei Männer wohnen (das Ehe-

«Man kann sich nie zu spät Sorgen machen, nur zu früh. Und man kann sich nie zu früh freuen, aber zu spät.»

paar hat zwei Söhne). An der Klingel der Haustür steht der Nachname ihres Mannes und «von Kürthy». Über ihrem Namen ist ein Krönchen angebracht.

Die Romanheldinnen sind bis zu einem gewissen Grad Alter Egos der Autorin, die stets aus der Ich-Perspektive schreibt. Die Judith aus der neuen Geschichte ist eine rheinländische Frohnatur wie die Autorin und so alt wie diese vor zwei Jahren, als sie die Arbeit am Buch begann (49). Nach dem Tod ihrer Mutter kehrt Judith in ihre Heimatstadt zurück. Die Kinder sind gross, und die Ehe war noch nie so ganz das Wahre – was nun? Wie in jedem Von-Kürthy-Buch bricht emotionales Chaos aus, und das Leben steht kopf. Auch, weil da eine Lebenslüge aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinfunkt. Der alte Humor ist geblieben – doch es haben sich ernstere Töne eingeschlichen. Die beste Freundin der Protagonistin ist an Krebs erkrankt und könnte jederzeit sterben. «Unsere Probleme sind nicht mehr frauenromantisch», erkennt Judith. «Sie stehen jetzt in feulletontauglichen Werken mit Schutzumschlägen in verschiedenen Graustufen oder in Sachbüchern mit neckischen Titeln zu den Themen Darm und Verdauung.» Früher habe es so schöne erste Male gegeben wie den ersten Kuss. Heute gebe es die erste Darmspiegelung. Wie alle

von-Kürthy-Bücher hat auch «Es wird Zeit» so etwas wie ein Happy End. Über weite Strecken wird die Geschichte allerdings von einer speziellen Emotion getragen: der Wehmut.

Schlaftabletten gegen Lachzwang

Im echten Leben ist eine enge Freundin von Kürthys ebenfalls an Krebs erkrankt, ihr gilt die Widmung: «Für Dich, Jutta. Meine geliebte Herzensfreundin. Lachend und weinend, lebensmutig wider jede Statistik. Nichts geht verloren.» Die beiden kennen sich seit dem vierzehnten Lebensjahr. Als von Kürthy am aktuellen Buch zu schreiben begann, machte ihre Freundin die erste Chemotherapie. «Ich sagte damals zu ihr: «Wenn du noch lebst, wenn das Buch erscheint» – was statistisch nahezu ausgeschlossen war –, «dann widme ich es dir.» Sie seufzt und fährt sich durchs Haar. Die Freundin habe glücklicherweise bis heute überlebt. «Natürlich hätte ich ihr das Buch auch im anderen Fall gewidmet», sagt von Kürthy wehmütig lächelnd. Durch den autobiografischen Hintergrund habe ihre Arbeit eine existenzielle Dimension bekommen, die sie vorher so nicht hatte.

Vor genau zwanzig Jahren erschien von Kürthys Romandebüt: «Mondscheintarif». Die Ich-Erzählerin war die 33-jährige Cora Hübsch, ihr Tonfall völlig überdreht: «Freundinnen, lasst es uns so sagen, wie es ist: Die aller-aller-aller-schlimmste weibliche Problemzone heisst: Mann.» Der Erstling kämpfte sich dank vieler begeisterter Leserinnen sukzessive auf der Bestsellerliste nach oben. Auch Wolfgang Joop, angetan von der Ironie der Romanheldin, sagte: «Ich musste nachts eine Schlaf-tablette nehmen, weil Lachzwang mich am Einschlafen hinderte.» Von Kürthy traf den richtigen Ton: Sie holte viele junge Frauen ab mit der Geschichte, schrieb ihnen aus der Seele mit einem quirligen Sound. Wie es aussieht, ist ihr dasselbe mit «Es wird Zeit» gelungen – diesmal mit den Frauen in den Wechseljahren.

Sorgen kommen nie zu spät

«Meine Söhne pubertieren, und ich stecke in den Wechseljahren», sagt von Kürthy. «Im Prinzip ist es dasselbe: ein hormoneller Ausnahmezustand.» Fünfzig sei nicht das neue vierzig: Frauen steckten da vielmehr in einer zweiten Pubertät. Gleichzeitig werde man natürlich trotzdem alt. «Es ist gar nicht so leicht, dem Gegenüber im Spiegel eine Haltung entgegenzubringen», sagt sie. «Man



«O.k., das ist nur ein Kater und morgen wieder weg»: Autorin von Kürthy im Arbeitszimmer ihrer Hamburger Stadtvilla.

kann nicht mehr sagen: «O.k., das ist nur ein Kater und morgen wieder weg.» Denn das bleibt jetzt so!» Dabei sei man innerlich auf der Höhe und bereit, noch mal Neues zu wagen – wie die Judith im Buch.

Dem Alter mit Würde begegnen – geht das? «Früher dachte ich immer, dass man im Alter keinen Grund mehr habe, zufrieden zu sein», sagt die Autorin. Weil man dann Krebs kriege und die Eltern sterben würden und das alles furchtbar schlimm sei. «Aber wenn die Dinge eintreffen, ist man älter und reifer und der Situation oft besser gewachsen als in jungen Jahren.» Das heiße nicht, dass einen das Schicksal nicht aus der Bahn werfen könne, aber: «Man kann sich nie zu spät Sorgen machen, nur zu früh. Und man kann sich nie zu früh freuen, aber zu spät.»

Kittelschürze im Kopf

In ihrer Beschäftigung mit der Middlebenkskrise sei ihr ein Unterschied zwischen den Geschlechtern aufgefallen: «In den letzten Jahren habe ich so viele interessante Frauen kennengelernt – und nur einen interessanten

Mann gleichen Alters.» Womöglich liege es daran, dass Frauen offener mit Schwächen und Fehlern umgehen und intimer ihre Erfahrungen und Emotionen teilen würden. Das mache sie stärker und geschmeidiger mit Blick auf die Herausforderungen und Probleme, die das Altern bereithält. Die Judith im Buch sagt: «Was mich fast am meisten am Älterwerden stört, sind die älter werdenden Männer. Diese unreformierten, horstseehoferartigen Wesen mit Haarbüscheln in den lappigen Ohren.» Es seien Männer, die glaubten, man könne «die zweite Hälfte des Lebens so leben wie die erste, wenn man bloss die weibliche Hauptrolle neu und deutlich jünger besetzt».

Von Kürthy hat sich für die zweite Lebenshälfte ein paar Dinge vorgenommen. Unter anderem: «Feministin werden». So nerve sie etwa, dass ältere Frauen in den Medien und im Fernsehen kaum gezeigt würden. Oder das männliche Machtgebaren: «Unsere Söhne haben wir anders erzogen. Ich sehne mich nicht nach klassischen Leistungsträgern in meiner Familie.» So taste sie sich langsam ran an den Feminismus. «Ich habe keine Kittelschürze

mehr wie meine Mutter», sagt sie. «Aber ein Zipfelchen der Kittelschürze weht mir manchmal durch den Geist.» In ihrem Arbeitszimmer findet man – neben vielen gerahmten Familienfotos – ein feministisches Buch: «Die letzten Tage des Patriarchats» von Margarete Stokowski. Es liegt oben auf einem Bücherstapel, ist aber noch in Plastik verpackt.



Ildikó von Kürthy: Es wird Zeit. Wunderlich. 384 S., Fr. 29.90



Grüne Hinterhöfe: LdU-Politikerin Gerster (3. v. l.) im Basler Grossen Rat, 1968.

Persönlichkeiten

Es war einmal eine Parlamentarierin

Man sagt, Politiker seien Märchenerzähler. Manchmal ist es auch umgekehrt: Über die wenig bekannte Seite von Trudi Gerster, die vor hundert Jahren geboren wurde. *Von Peter Bollag*

Es ist eine spezielle Mischung von Leuten, die 1968 den Einzug in den Basler Grossen Rat geschafft haben. Da sind zum Beispiel ein Schiedsrichter, der 1966 den Fussball-WM-Final zwischen England und Deutschland leitete, ein aktiver FCB-Spieler sowie ein Tierwärter mit einer besonderen Beziehung zu Menschenaffen. Erstmals durften auch Frauen kandidieren – eine Schweizer Premiere. Vierzehn Politikerinnen wurden gewählt, darunter: Trudi Gerster, bekannt als «Märlitante der Nation».

Gerster war Mitglied des inzwischen untergegangenen Landesrings der Unabhängigen und kämpfte gegen Atomkraftwerke, für grüne Hinterhöfe und überhaupt den Umweltschutz. Und dies zu einem Zeitpunkt, da viele das Wort noch gar nicht kannten. Dass in ihrer eigenen Fraktion ausgerechnet auch der Präsi-

dent des Automobilverbandes TCS politisiert, mag sie zwar irritieren, anmerken lässt sie sich das aber nicht.

Probleme hat die gelernte Schauspielerin eher mit anderen Dingen: «Es fällt mir ebenso schwer, mich an die Partei- wie an die Parlamentsdisziplin zu halten», sagt sie 1971 in einem Interview mit Radio DRS: «*Ich wött halt mängisch eifach driüschwätze*», fügt sie im gleichen Interview in ihrem markanten St. Galler Dialekt noch an. Vermutlich hat dies auch damit zu tun, dass die «Märlitante der Nation» es gewohnt war, dass ihr alle zuhörten, sobald ihr rituelles «*Es isch emol ...*» zum Auftakt eines Märchens erklang – und zwar Kinder ebenso wie Erwachsene.

Ihr Weg zur obersten Schweizer Märchen-Autorität war nicht vorgezeichnet gewesen. Die St. Gallerin liebäugelte zuerst mit einem

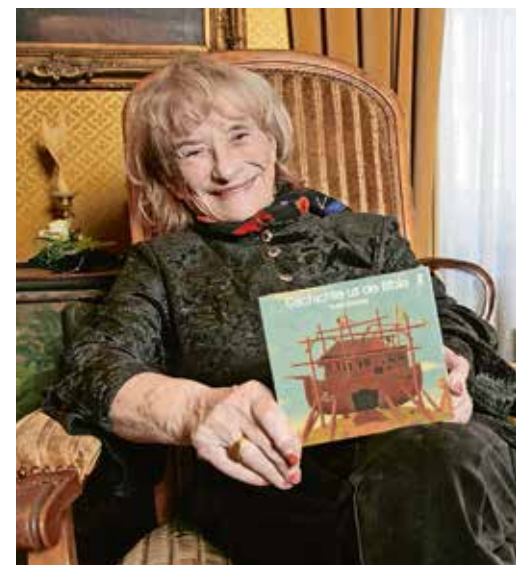
Theologiestudium, die Mutter sah in ihr eine Schneiderin. Doch schliesslich entschied sie sich für den Schauspielerberuf.

Die junge Frau wird zu einer Art weiblichem Hans im Glück: An der Landesausstellung, der «Landi», 1939 in Zürich wird eine «Märchenfee» gesucht, Gerster bewirbt sich. Der Mann, der für die Anstellung verantwortlich ist, hält die knapp Zwanzigjährige eigentlich für zu jung, als sie vorspricht. Doch ändert er sofort seine Meinung, als sie «*S Märl vom Säuli*» zu erzählen beginnt: Sie hat den Job. Früher Ruhm und die Bekanntschaft mit vielen Schauspielerinnen und Schauspielern sind ihr sicher.

Davon profitiert sie später. Als der bekannte Schauspieler Heinrich Gretler in Trudi Gersters Heimatstadt St. Gallen den Wilhelm Tell spielt, empfiehlt er Gerster für die Rolle des Tellenbuben. «*Nämed s Trudil!*», soll er gesagt und damit die St. Galler Theaterverantwortlichen überzeugt haben. Allerdings nicht so richtig. Denn die junge Frau muss als «Willi Huber» auf die Bühne und nicht unter ihrem eigenen Namen. Trudi Gerster freut sich dann diebisch, als eine Zeitung später schreibt, der kleine Willi Huber sei als Tellenbub «besonders erfrischend» gewesen.

Gretler, eine Art Vaterfigur des Schweizer Theaters und Films («Wachtmeister Studer»), will sie unbedingt mit einem festen Vertrag ans Schauspielhaus bringen. Doch da kommt ihr das Privatleben in die Quere: Sie heiratet 1948 und bringt in den Jahren danach ihre beiden Kinder auf die Welt. «Ein Engagement beim Theater und gleichzeitig das zu sein, was man eine gute Mutter nennt: Ich konnte das nicht», so wird sie 1971 im gleichen DRS-Interview freimütig gestehen und anfügen: «Auf diesem Gebiet war ich dann nicht die Märchenprinzessin.»

Das Radio hatte sie zu jener Zeit schon längst als «Märlitante» landesweit bekannt gemacht. «*Die bösi Hex, wo nocheme Schupf grad dStägä*



Märchenstimme der Nation: Trudi Gerster, 2007.

durab troled isch» gehört ebenso zu ihrem Repertoire wie die schöne Prinzessin oder – etwas später – auch ihre Interpretation von «Gullivers Reisen» oder «Mary Poppins». Trudi Gerster wird sich später auch nicht scheuen, in ihrem Märchenfach Neues zu erfinden. So geht sie einmal mit Polo Hofer auf Tournee und bringt Grimms «Froschkönig» in einer Art Business-Slang auf die Bühne – mit grossem Erfolg.

Das Theater war ihr zu links

Das mag manche überraschen – denn Trudi Gerster hatte noch eine andere Seite, die vor allem diejenigen kennen, die sich mit der Basler Kulturpolitik befassen. Das Theater war schon während ihrer Grossratszeit (die bis 1980 dauerte), aber auch anschliessend ihre grosse Leidenschaft. Als Zuschauerin und Mitglied der Basler Theatergenossenschaft, des begleitenden Gremiums der grossen Kulturinstitution, kritisierte sie das «viel zu linke Theater» und dessen oft wechselnde Direktoren. Und dass dieses Theater ihrer Meinung nach das Geld der Steuerzahler mit vollen Händen ausgab.

Der langjährige Basler Kulturjournalist Jürg Erni erinnert sich, dass sie an jeder Generalversammlung der Theatergenossenschaft zum Mikrofon stolz sei, um sich nach dem Preis so mancher Requisite zu erkundigen: «Als der bekannte Choreograf Heinz Spoerli noch in Basel wirkte, wollte sie einmal wissen, wie teuer die Brokatvorhänge gewesen seien, die Spoerli für eine Inszenierung extra hatte nähen lassen. Um gleich anzufügen: *«Do choscht dr Quadratmeter sicher um die 200 Frankel»*» Eine genaue Auskunft habe sie allerdings in dieser Sache nie erhalten, erinnert sich ein anderer Kulturjournalist, Sigfried Schibli, viele Jahre lang Redaktor der *Basler Zeitung*.

Der bekannte Regisseur Hans Hollmann, zwischen 1975 und 1978 Direktor des Theaters Basel, sagt: «Als *Märlitante* war sie brillant, darum war sie, als wir 1975 das neuerbaute Stadttheater mit Veranstaltungen rund um die Uhr eröffneten, auch mit ihren Märchen dabei.» Als Mitglied der Theatergenossenschaft sei sie aber «eine strenge Richterin» gewesen. «Sie brannte für das Theater, dem sie nicht mehr angehörte. Ich glaube, am liebsten hätte sie selbst wieder mitspielen wollen.»

Dazu passt auch ihr Flair für den Regisseur Werner Düggelin, der damals in Basel auch als Theaterdirektor wirkte. Sie soll diesem, so erinnert sich Journalist Jürg Erni, einmal nach einer Pressekonferenz nachgerufen haben: «Weisch, Dügg, du bisch eifach en Gott!» Was «Dügg» zur kurzen Replik: «Trudi, verzell kein Seich!», animiert haben soll. Vielleicht nichts anderes als eine verklausulierte Liebeserklärung an eine Frau, die die Schweiz immer wieder verzaubern konnte – im wahrsten Sinne des Wortes.

Literatur

Rock 'n' Roll forever

Ist Keith Richards tot? Kann nicht sein! Oder doch?
Linus Reichlin brilliert mit einer Satire auf eine Generation,
die glaubt, nie alt zu werden. *Von Rico Bandle*

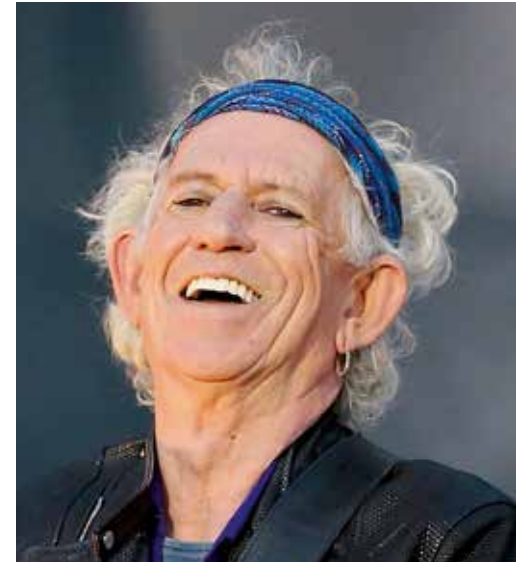
Manchmal ist man als Journalist befangen. So wie ich jetzt hier. Der in Berlin lebende Schweizer Autor Linus Reichlin schreibt wunderbare Kolumnen für dieses Blatt. Ich kenne und schätze ihn seit Jahren. Was seine Formulierungsgabe und seinen Sprachwitz angeht, ist er für mich ein unerreichbares Vorbild. Aber wenn selbst eine Elke Heidenreich im SRF-«Literaturclub» sagt: «Das ist das lustigste Buch, das ich seit langem gelesen habe», so liegt meine Einschätzung wohl trotzdem nicht ganz daneben. Dieser Roman ist so umwerfend grotesk, dass man immer wieder laut loslachen muss. Und zugleich eine treffsichere Charakterisierung einer ganzen Generation.

«Keiths Probleme im Jenseits» heisst das aussergewöhnliche Buch. Mit «Keith» ist Rolling-Stones-Gitarrist Keith Richards gemeint, diese Ikone des Rock 'n' Roll, des Drogen- und Whiskykonsums. Ein Mensch, der unkaputtbar erscheint, egal, wie viele Substanzen er seinem Hirn im Laufe seines langen Lebens schon zugeführt hat. Nun soll er trotzdem gestorben sein, wie der Physiker und Hobby Musiker Fred Hundt ungläubig erfährt. Hundt vergewissert sich auf Dutzenden von Online-Portalen, ob die Nachricht tatsächlich stimmt. Überall steht dasselbe. Für ihn bricht eine Welt zusammen. «Michael Jackson, Prince, David Bowie, Leonard Cohen, Lou Reed: na gut, auch schlimm», sinniert er. Bei Richards aber sei es anders: Sein Tod sei nicht nur ein Verlust, sondern «eine Epochenwende». Er ist sich sicher: «Von jetzt an stirbt jeder.»

Auf der einsamen Insel

Natürlich kommt es zu einer grossen Wende, nicht ganz unerwartet: Keith Richards lebt noch! Nachdem der Totenschein unterschrieben war, ist er wiederauferstanden. Doch dann war es zu spät, es gab kein Zurück mehr. Jetzt versteckt er sich auf einer kleinen Karibikinsel, niemand darf erfahren, dass er nicht tot ist, auch nicht seine Familie. Er möchte als Musiker in Erinnerung bleiben, nicht als medizinische Kuriosität, so seine Begründung.

Richards' Vertrauensarzt ruft seinen Freund Hundt zu sich. Der Physiker soll dem Musiker erklären, wie seine Wiederauferstehung nach physikalischen Gesetzen möglich war. Hundt unterschreibt eine Vereinbarung, wonach er alles, was er sieht, geheimhalten muss. Ansonsten wird eine Konventionalstrafe von fünf Millionen Dollar fällig. Er kann die Sachen



Epochenwende: Gitarrengott Richards.

trotzdem nicht für sich behalten – egal, es glaubt ihm ohnehin niemand.

Mit einem untoten Gitarrengott, einem Arzt und einer Ärztin auf der einsamen Insel ist Hundt mit existenziellen Problemen konfrontiert. Zum Beispiel, dass er sich in die Ärztin verliebt. Oder dass das Geld ausgeht, da Richards seit seinem offiziellen Tod keinen Zugriff mehr hat auf seine dreihundert Millionen Dollar. Also schickt Richards den Physiker mit seinem legendären Totenkopfring zu seinem Freund Johnny Depp, der ihm den Ring für fünf Millionen Dollar abkaufen soll. Dann will Richards aus Hundt sogar einen Rockstar machen, die beiden schreiben gemeinsam neue Songs. Hundt, bald sechzig, sieht sich bereits in grossen Stadien spielen.

Es ist eine irrwitzige Geschichte, die Linus Reichlin hier erzählt, über eine Generation, die glaubt, als Grosse Eltern immer noch wie Teenager sein zu können. Eine Generation, bei der das Lebensgefühl von «Sex, Drugs und Rock 'n' Roll» nie aufhört – um irgendwann festzustellen, dass halt doch nicht alle wie Keith Richards sind. Reichlin schreibt mit so viel Humor, so viel Musikverständnis, dass das Lesen genauso viel Spass macht wie der Besuch eines Stones-Konzerts.



Linus Reichlin:
Keiths Probleme im Jenseits.
Galiani.
256 S., Fr. 31.90

Schall und Rauch

Auch um die Amazonas-Waldbrände hat sich eine aufgeregte Rhetorik des Weltuntergangs entfacht. Nüchtern betrachtet, sind die meisten Befunde falsch. Der Alarmismus schadet der Umwelt. Von Matt Ridley

Cristiano Ronaldo ist ein portugiesischer Waldexperte, der ausserdem Fussball spielt, weshalb eine Fotografie von einem Waldbrand in der Amazonas-Region, die er unlängst teilte, viral ging. Vielleicht hatte er es an dem Tag besonders eilig, vom Labor zum Training zu kommen, denn später stellte sich heraus, dass das Foto 2013 aufgenommen worden war, nicht in diesem Jahr, und in Südbrasilien, weit entfernt vom Amazonas. Aber zumindest war das Bild nur sechs Jahre alt.

Emmanuel Macron, auch er ein Regenwaldökologe, der nebenher als französischer Staatspräsident jobbt, erklärte, dass «der Amazonas-Regenwald – die Lunge, die ein Fünftel des Sauerstoffs unseres Planeten produziert – in Flammen steht»; dazu ein Foto, das zwanzig Jahre alt war. Eine Wissenschaftlerin, die unter dem Namen Madonna als Sängerin auftritt, übertraf die beiden, denn sie postete ein Foto, das dreissig Jahre alt war.

Man stelle sich vor, ein Prominenter – sagen wir Donald Trump – hätte ein Foto eines unversehrten Tropenwalds gepostet und dazu «Dem Amazonas-Regenwald geht es prima!» geschrieben und es hätte sich herausgestellt, dass die Aufnahme jahrzehntealt war oder eine ganz andere Region zeigte. Die «Faktenchecker» von der BBC hätten die Gelegenheit genutzt, um den Mann zu verspotten, zu kritisieren und zu ächten.

Lungen produzieren keinen Sauerstoff

Tatsächlich ist «Dem Amazonas-Regenwald geht es prima!» viel näher an der Wahrheit als «Der Amazonas-Regenwald – die Lunge, die ein Fünftel des Sauerstoffs unseres Planeten produziert – steht in Flammen». Der Wald steht keineswegs in Flammen. Die allermeisten diesjährigen Brände finden auf Agrarland oder bereits gerodeten Flächen statt, und die Behauptung, der Amazonas produziere ein Fünftel des Sauerstoffs in der Luft, ist entweder unsinnig oder falsch, je nach Perspektive (jedenfalls produzieren Lungen keinen Sauerstoff). Der Amazonas verbraucht, wie jedes Ökosystem, etwa so viel Sauerstoff, wie er durch Fotosynthese produziert. Es gibt also keinen Sauerstoffüberschuss, und unter dem Strich entfallen auf den Amazonas weniger als 6 Prozent der Sauerstoffproduktion, die zum grössten Teil von den Ozeanen geleistet wird.

Verräterisch ist aber vor allem das Alter dieser von Prominenten geposteten Fotos, denn die Zahl der diesjährigen Brände in Brasilien

ist zwar grösser als im letzten Jahr, aber etwa gleich gross wie 2016 und geringer als 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2010 und 2012. In diesen Jahren war ein Sozialist brasilianischer Präsident und kein Rechtspopulist, weshalb in der BBC-Welt diese Waldbrände nicht gezählt werden. Noch wichtiger: Das Tempo der Entwaldung im Amazonasbecken ist seit 2004 um 70 Prozent gesunken.

Wahrscheinlich trifft es zu, dass Präsident Jair Bolsonaro mit seiner Rhetorik all jene ermuntert hat, die die Rodungen wiederaufnehmen wollen und zum diesjährigen Anstieg der Waldbrände in Brasilien beigetragen haben. Aber



Weit weg, Jahre alt: Ronaldo schlägt Alarm.

mussten seine Kritiker wirklich von einer globalen Katastrophe sprechen, und war das womöglich kontraproduktiv? «Macrons Tweet hatte die gleiche Wirkung auf Bolsonaros Wähler wie Hillary Clintons Bemerkung, in der sie Trumps Wähler seinerzeit als erbärmlich bezeichnete», sagt ein brasilianischer Kommentator.

Manchmal frage ich mich, ob die fälschlicherweise Mark Twain zugeschriebene Sentenz «Eine Lüge ist schon halb um die Welt, bevor die Wahrheit sich die Stiefel angezogen hat» von Umweltschützern als Handlungsanweisung angesehen wird. Sie konkurrieren in einem gnadenlosen Markt um Medienaufmerksamkeit und Spenden, und wer am lautesten brüllt, steht am besten da, selbst wenn sich später herausstellt, dass er Unwahrheiten verbreitet hat.

Laut Nasa gehen die weltweiten Buschbrände generell zurück. Auch die Entwaldung geht zurück. Im Bericht der Uno zum Zustand der Wälder auf der Welt hiess es im letzten Jahr, dass der «Nettoverlust von Waldfläche sich weiterhin verlangsamt, von 0,18 Prozent (pro Jahr) in den 1990ern auf 0,08 Prozent in den letzten

fünf Jahren». Eine Studie von Wissenschaftlern der University of Maryland, die im vergangenen Jahr in der Zeitschrift *Nature* veröffentlicht wurde, ergab, dass selbst diese Zahl allzu pessimistisch ist. «Wir können zeigen, dass – entgegen der weitverbreiteten Ansicht, dass die Waldbestände weltweit abgenommen haben – der Waldbestand um 2,24 Millionen Quadratkilometer zugenommen hat (ein Plus von 7,1 Prozent gegenüber dem Stand von 1982).»

Palmöl statt Wald

Diese Nettozunahme gründet auf einer raschen Wiederaufforstung in kühlen, reichen Ländern, die deutlich über der langsameren Netto-Abholzung in warmen, armen Ländern liegt. Aber immer mehr Länder erreichen inzwischen jenes Einkommensniveau, bei dem sie mit der Abholzung aufhören und mit der Wiederaufforstung beginnen. Bangladesch etwa hat die Fläche seiner Regenwälder seit mehreren Jahren erhöht. Costa Rica steigert die Waldfläche seit vierzig Jahren. Brasilien ist im Begriff, sich diesen Aufforstern bald anzuschliessen.

Der vielleicht grösste Motor dieses ermutigenden Trends ist die steigende Produktivität der Agrarwirtschaft. Je besser die Ernteerträge, desto weniger Land müssen wir der Natur wegnehmen, um unsere Ernährung sichern zu können. Jesse H. Ausubel von der Rockefeller University hat berechnet, dass die Welt nur 35 Prozent der Bodenfläche benötigt, die vor fünfzig Jahren für die gleiche Menge an Nahrungsmitteln nötig war. Damit werden Urwälder in erheblichem Umfang geschont.

Das Problem bei der apokalyptischen Rhetorik ist, dass drastische, aber gefährliche Lösungen gerechtfertigt erscheinen. Die obsessive Beschäftigung mit dem Klimawandel hat zu einer Verlangsamung des Rückgangs der Abholzung geführt. In Südostasien wurden schätzungsweise 700 000 Hektar Wald gerodet, um Platz zu schaffen für den Anbau von Palmöl, das in Europa als vermeintlich grüner «Biodiesel» verwendet wird. Und 5 Prozent des weltweit produzierten Getreides werden in Autos gesteckt und nicht für Menschen verwendet, das entspricht 5 Prozent des bewirtschafteten Bodens, der für Wiederaufforstung bereitgestellt werden könnte.

Die Versuchung, in sozialen Netzwerken den moralischen Zeigefinger zu erheben, ist unter Fussballern, Schauspielern und Politikern so gross, dass sie damit tatsächlich Schaden anrichten. Wenn wir die richtigen ökonomischen Anreize setzen, wird das den globalen Waldbeständen zugutekommen. Wenn wir predigen, uns als Gutmenschen brüsten und Halbwahrheiten verbreiten, werden wir am Ende mehr Tukane und Tapire aus ihrem Regenwald-Habitat vertreiben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Wir danken dem *Spectator* für die Nachdruck-Erlaubnis.

Die schönste Zahl

Endlich bestätigt: Die vor vier Jahren in der Sitcom «The Big Bang Theory» geäußerte Behauptung, die Zahl 73 sei einzigartig, stimmt. Von François Fricker



Millionenpublikum: Dr. Raj Koothrappali (Kunal Nayyar, l.) und Dr. Sheldon Cooper (Jim Parsons).

In Folge 73 in der vierten Staffel von «The Big Bang Theory» streiten die beiden Physiker Rajesh und Sheldon darüber, welches die schönste Zahl sei. Als Rajesh «Raj» dazu 7353 erwähnt, korrigiert ihn Sheldon mit den Worten: «Nein, du Esel.» Zur Begründung tippt Sheldon diese Zahl in seinen Taschenrechner und hält Rajesh die Anzeige kopfüber entgegen:



Aus «7353» wird «ESEL».*

In Wirklichkeit, so Sheldon weiter, sei 73 wegen der folgenden Eigenschaften die schönste Zahl: 73 ist sowohl vorwärts als auch rückwärts gelesen eine Primzahl (also nur durch 1 und sich selbst restlos teilbar). Zudem befindet sich 73 in der Primzahlenfolge 2, 3, 5, 7, 11 ... an Position $7 \times 3 = 21$ und das Spiegelbild 37 an der mit 21 gespiegelten Position 12.

Was bei den anderen Serienfiguren und den Millionen von Zuschauern wie üblich für einen Lacher sorgte, versetzte professionelle Mathematiker ins Grübeln. Das Ergebnis ist eine sich über zehn Seiten erstreckende geistreiche Abhandlung, die nunmehr in der Januar-Nummer des Fachblatts *The American Mathematical Monthly* abgedruckt wurde. Darin beweist der international bekannte Zahlen-

theoretiker Carl Pomerance vom angesehenen Dartmouth College in New Hampshire zusammen mit seinem Kollegen Chris Spicer, dass Sheldon mit der Zusatzbemerkung «Es gibt nur eine korrekte Antwort» richtiglag. In diesem Sinn ist 73 tatsächlich insofern einmalig, als in der unendlichen Primzahlenfolge garantiert kein weiteres Exemplar mit den eingangs erwähnten Eigenschaften auftaucht.

«Mehr Auswirkungen als alles andere»

Als der wissenschaftliche Berater von «The Big Bang Theory», David Saltzberg, davon erfuhr, beschloss er spontan, dieses Ergebnis angemessen zu würdigen. Und so taucht seit dem vergangenen 18. April im Aufenthaltsraum der «Big Bang»-Familie im Hintergrund gelegentlich eine Wandtafel mit Formeln aus dem Paper von Pomerance und Spicer auf. Dazu der als Mentor tätige Physikprofessor Saltzberg von der University of California in Los Angeles: «Meine wissenschaftlichen Veröffentlichungen lesen höchstens ein Dutzend Leute; aber «The Big Bang Theory» schauen alleine in den USA über zwanzig Millionen. Das hat mehr Auswirkungen als alles andere, was ich jemals anpacken werde.»

* Im amerikanischen Original wird aus 5318008, auf den Kopf gestellt, «BOOBIES» (Tölpel).

In'n Out

Von Peter Rüedi

«In'n Out» heisst ein legendäres Album, das Joe Henderson 1964 für Blue Note einspielte. In Wahrheit enthielt es fast ausschliesslich Musik, die «in» war, das heisst innerhalb harmoniebezogener Progressionen, aber diese gelegentlich strapazierend. «In» oder «out», das war in jenen Jahren eine Frage wie die nach einem Glaubensbekenntnis, unter Jazzfans mehr als unter Musikern. Sie ist es seither geblieben. Dabei ist die Kombination von beidem, «In'n Out» eben, das Merkmal von fast allem kreativen aktuellen Jazz. Die CD, die Enrico Rava, die italienische Trompeter-Legende, und Joe Lovano mit der Rhythmusgruppe Giovanni Guidi (Piano), Dezron Douglas (Bass) und Gerald Cleaver (Schlagzeug) unter dem Titel «Roma» bei ECM vorlegen, ist dafür ein Musterbeispiel. Es ist der Mitschnitt eines Konzerts im Auditorium Parco della Musica, und beide Protagonisten stehen für den lebendigen Bezug zur Jazzgeschichte, was heisst: den unorthodoxen, freien Umgang mit der Tradition und manchmal deren Besichtigung von ausserhalb.

Rava, in den siebziger und achtziger Jahren Partner von Avantgardisten wie Steve Lacy, Bill Dixon, Roswell Rudd, Carla Bley, Cecil Taylor, zeigte im späteren Verlauf seiner Karriere keine Scheu im Umgang mit italienischen Opernarien und dem Repertoire von Cantautori. Nun, mit achtzig, ist er auf einen Wahlverwandten gestossen, den er seit vielen Jahren als «absoluten Meister» bewundert, der «mit einer unglaublichen Wärme spielt. Ich fühle mich ihm sehr nahe, sind wir doch beide tief in der Tradition verwurzelt, orientieren uns aber ohne Selbstzensur in Richtung Zukunft.» «In'n Out» eben, um mit Lovanos einstigem Vorbild Henderson zu sprechen, dessen Flexibilität und Sonorität in seinem Spiel ebenso auszumachen ist wie das komplexe Understatement von Wayne Shorter.

Die beiden lassen sich und dem scharf konturiert phrasierenden Guidi viel Raum, verwickeln sich auch in schöne Zwiegespräche. Langer Atem, viel Feuer, auch dank der Omni-präsenz von Drummer Cleaver. Zwei schöne Vorlagen von Rava, drei von Lovano: sprühend junger Jazz von alten Herren.



Enrico Rava / Joe Lovano:
Roma. ECM 2654



Virtuelle Dauerkose: «Gut gegen Nordwind».

Kino

Ein Hoch auf die Prüderie

Die Verfilmung des Bestsellers «Gut gegen Nordwind» über zwei Einsame, die sich e-mailen, ist Kitsch – wie die Vorlage.

Von Wolfram Knorr

Ein feines Lächeln nistete in seinen Mundwinkeln». Sie dagegen «fühlt sich wie ein Schokokuss in der Mikrowelle.» Das erste Zitat ist einem Groschenroman à la «Lore» entnommen, das zweite stammt aus dem Film «Gut gegen Nordwind», und der wiederum geht auf den sehr erfolgreichen gleichnamigen Roman von Daniel Glattauer zurück, der in Dutzende Sprachen übersetzt wurde und von der Kritik mehrheitlich schwer gelobt wurde. Dabei ist er (siehe oben) nicht weit von einem Groschenroman entfernt; nur schwurbelt er sich enorm ins Tiefsinnige. Die Begeisterung über das 2006 erschienene Opus geht vermutlich auch auf die moderne Version des Briefromans zurück: Hier sind's E-Mails. Dass es nicht sofort verfilmt wurde, lag wiederum an der E-Mailerei, der man damals filmisch noch misstraute. Jetzt gibt's den Film, und es wäre besser gewesen, die Finger davon zu lassen. Nicht wegen der E-Mails, die lassen sich längst auf die Leinwand projizieren, sondern wegen der Story: Ein Mann und eine Frau schreiben sich. Damit's nicht zu simpel ist, haben beide Probleme. Er wurde gerade von seiner Freundin verlassen, und sie ist irgendwie einsam in ihrer Ehe.

Leo Leike (Alexander Fehling), Dozent für Linguistik, der sich wissenschaftlich mit E-Mails beschäftigt, ist unglücklich; seine Freundin hat eine Affäre und zischt ab. Da er

reicht ihn eine E-Mail von einer Emmi Rothner (Nora Tschirner); sie will ihr Zeitschriftenabo kündigen und hat sich vertippt. Leo antwortet, und daraus entwickelt sich ein Gedankenaustausch zwischen ihm und ihr, der immer kühner wird.

Fast zwei Stunden lang werden die Tastaturen der Laptops und Computer traktiert, um herumzuseufzen; dabei lässt sich entdecken, dass «Gut gegen Nordwind» der ideale Aufbewahrungsort für ein Gut ist, dessen der zeitgenössische Mensch für seine psychische Rekreation zwar dringend bedarf – Langeweile –, aber um Himmels willen nicht im Kino! Um die Ödnis ein wenig zu mildern, kann man über Emmis rätselhafte Beziehung zum Gatten (Ulrich Thomsen) und seinen zwei Kindern aus erster Ehe grübeln, aber sie bleibt so mysteriös wie jene in Wilkie Collins Schauerroman «Die Frau in Weiss». Mal schlafen sie zusammen, mal raunt er Gönnerhaftes. Diese Ehe wäre einen eigenen Film wert. Derweil bahnt sich über die E-Mails höchst Intimes an – bis sich der Gatte in den Verkehr einschaltet und eine Entscheidung zwischen den E-Mailern erzwingt.

Drehbuchautorin Jane Ainscough («Ich bin dann mal weg») hat ein paar Szenen dazuerfunden, um die Korrespondiererei visuell ein wenig aufzupeppen. Prima, aber am Ende schleicht sich der Verdacht ein, Vanessa Jopp

(«Vergiss Amerika») könnte den Roman aus einem ganz anderen Grund verfilmt haben: Die Prüderie ist wieder auf dem Vormarsch! Die Sex-Enthaltung bis zur Eheschliessung! Denn obwohl Leo und Emmi wissen, dass sie in ein und derselben Stadt wohnen, obwohl beide einsam sind, ihre E-Mails sehr vertraut – vor einem Treffen haben sie Angst (!). In längst vergangenen Zeiten, um 1900 herum, nannte man die Verewigung von «Vorlust» «Dauerkose». Bei «Gut gegen Nordwind» handelt es sich um die erste virtuelle Dauerkose. ★☆☆☆☆

Weitere Premieren

Der Büezer — Sigi (Joel Basman), ein Zürcher Sanitätstechniker, haust einsam in einer kleinen Wohnung im Kreis 4, fühlt sich überall fehl am Platz, besonders bei seinen Arbeitskumpels, die nur übers Ficken quatschen, träumt von einer Beziehung und lernt eines Tages die hübsche Hannah (Cecilia Steiner) kennen, die für eine Freikirche arbeitet und auf der Strasse für neue Mitglieder wirbt. Vernarrt in Hannah, besucht er auch die Gottesdienste und erzählt ihr, dass er in der Werbebranche arbeite; klingt toller, als Büezer zu sein. Doch Hochstapeleien sind heikel, und so erwischt sie ihn eines Tages auf dem Bau. Für eine christlich Beseelte allerdings ist ihre Reaktion unangemessen wütend. Sie schreit herum, als hätte er mindestens eine Bank ausgeraubt. Mochte sie ihn? Offenbar nicht. Verzeihung scheint in der Freikirche unbekannt zu sein. Also ist Sigi wieder allein, findet aber ein bisschen Halt bei Walter (Andrea Zogg), der ihn für Schwarzarbeiten beschäftigt. Doch der entpuppt sich als schlimmer Finger.

Das Erstlingswerk des 27-jährigen Zürchers Hans Kaufmann, ein Low-Budget-Film für gerade mal 100 000 Franken, beeindruckt durch einen – endlich mal – direkten und ungeschminkten Blick auf helvetische Wirklichkeit. Doch auch wenn Joel Basman den Sigi überzeugend verkörpert, die Story bleibt zu dünn. Es fehlt an emotionaler Entwicklung. Die Beziehung zwischen dem Büezer und der Freikirchlerin hätte das Zeug zu einer interessanten Story gehabt, aber Kaufmann stiehlt sich davon in die Sicherheit des Zeitgeistes: Schweizer Zuhälter beutet Flüchtlinge aus. Den Film deshalb mit «Taxi



Hochstapeleien: Joel Basman in «Der Büezer».

Driver» zu assoziieren, ist reichlich vermessen. Es ist Kaufmann fürs nächste Projekt ein richtiges Drehbuch zu wünschen. ★★☆☆☆

Les invisibles — Ein Frauenhaus für obdachlose Frauen soll nach einer kommunalen Entscheidung geschlossen werden. Die Auflage war, möglichst viele der Gescheiterten wieder erfolgreich zu reintegrieren. Doch der Erfolg blieb aus, und die Rückführung ins gesellschaftliche Leben war die Voraussetzung (auch aus finanziellen Gründen) für die Erhaltung der Einrichtung. Jetzt bleiben den Helfern, alles Sozialarbeiterinnen, nur noch wenige Monate bis zur Schliessung. Mit allen Mitteln – Therapien und Spielen – wird nun versucht, die gesellschaftlich Geächteten, die «Unsichtbaren», doch noch auf den richtigen Weg zu bringen, wieder zu integrieren. Louis-Julien Petits soziale Tragikomödie, mit Laien und erstklassigen Schauspielerinnen besetzt, ist



Die, die helfen: «Les invisibles».

ein furioses, zutiefst humanes, emotional engagiertes Kinostück über tatsächlich unsichtbare Frauengruppen: über die, die helfen – die Sozialarbeiterinnen –, und jene, die der Hilfe dringend bedürfen. Eindringlich, humorvoll und nie von oben herab. ★★☆☆☆

Knorr's Liste

| | | |
|----|--|-------|
| 1 | Toy Story 4 Regie: Josh Cooley | ★★★★★ |
| 2 | Parasite Regie: Bong Joon-Ho | ★★★★★ |
| 3 | Late Night Regie: Nisha Ganatra | ★★★★☆ |
| 4 | Le miracle du saint inconnu Regie: Alaa Eddine Aljem | ★★★★☆ |
| 5 | Once Upon a Time in Hollywood Regie: Quentin Tarantino | ★★★★☆ |
| 6 | Yesterday Regie: Danny Boyle | ★★★★☆ |
| 7 | Dolor y gloria Regie: Pedro Almodóvar | ★★★★☆ |
| 8 | It Chapter Two Regie: Andy Muschietti | ★★★☆☆ |
| 9 | Die fruchtbaren Jahre ... Regie: Natascha Beller | ★★★☆☆ |
| 10 | The White Crow Regie: Ralph Fiennes | ★★★☆☆ |



Körzis Hollywood

Der König steht früh auf

Es ist Nacht, wenn Hollywood erwacht. Von Norbert Körzdörfer

Der alte König, Steven Spielberg, 72 («Schindlers Liste»), regiert mit Filmen, hat sieben Kinder und macht um 17 Uhr Feierabend. Der neue König, den kaum einer kennt, steht täglich um 4.30 Uhr auf und regiert mit Milliarden: Bob Iger, 68 (Gehalt: 65 Millionen Dollar), der CEO von Walt Disney (Marktwert: 251 Milliarden Dollar). Er verdient das 1424fache des durchschnittlichen Disney-Angestellten. Ist er das wert? Hier, ja klar! Disneys Aktienkurs stieg unter ihm um 490 Prozent. Disney-Enkelin und -Erbin Abigail, 59: «Ich mag Bob – aber das Gehalt ist Wahnsinn!»

Hollywood ist Wahnsinn-City.

Bob Iger (zwei Söhne) fing an als Wetterfrosch (Radio/TV). Sein Vorgänger Michael D. Eisner, 77, wollte ihn feuern. Heute ist Bob Boss von 199 000 Mickymäusen. Er steckte auch mal in einem Kostüm – ein Ritual für Mickymaus-Manager.

Cartoon-Genie Walt Disney (hat fast nie gezeichnet, nicht mal das Walt-Disney-Signet ist von ihm) stand auch um 4.30 Uhr auf (zweieinhalb Stunden vor Sonnenaufgang). Bob Iger meditiert dann mit geschlossenen Augen. Regel: kein *screen* (iPhone/iPad/TV/Laptop) vor dem *workout* (5.30 Uhr). Das ist die neue Quality-Time Hollywoods. Er ist kein Kreativ-Genie, er ist ein Menschen- und Ideen-Manager, der nie schreit. Vier Mal im Jahr geht er von seiner – bescheidenen – Konzernzentrale (gestützt von den «Sieben Zwergen»-Figuren) zu den Studios, in denen vier Regisseure und Produzenten warten, die ihm in je fünfzehn Minuten ihre Filmidee «verkaufen» (z. B. «Die Eiskönigin 2»).

Es ist kein Konkurrenzkampf, sondern eine Konferenz der besten Ideen.

Nur Bob Iger kann 150-Millionen-Dollar-Filmen grünes Licht geben. Die drei erfolgreichsten Hollywoodfilme 2018 waren alle von Disney: 1. «Avengers: Infinity War» (Kinokasse: 2 Milliarden). Das Finale «Avengers: Endgame» (2019, 3 Stunden 1 Minute)

ist der erfolgreichste Film der Geschichte: Einspielergebnis: 2 795 486 053 Dollar. Disney ist der lächelnde Gigant von Hollywood. Bob, der «Maus-Meister», kaufte vom todkranken Steve Jobs (Apple) Pixar für 7,4 Milliarden (Jobs' Witwe und die drei Kinder sind die grössten Disney-Aktionäre). Er entdeckte die Superhelden von Marvel neu – für vier Milliarden.

Von «Star Wars»-Genie George Lucas, 75 (Villa am Comersee), kaufte er fast alle Rechte – auch für 4 Milliarden. Und von Medienmogul Rupert Murdoch, 88, übernahm er Twentieth Century Fox («Avatar», «The Simpsons Movie» etc.) für 71 Milliarden. Bob Iger investiert in Fluchtfantasien und Kultmarken wie *good old* Disney (1901–1966), dessen Genie es war, ein ewiges Kind geblieben zu sein. Er hatte eine eigene Eisenbahn um seine Villa herum und spielte Lokomotivführer.

Noch vor Weihnachten, am 12. November, startet weltweit Disney+, der Streaming-Gigant (mit Sportsender ESPN und Hulu), der Netflix besiegen soll. In den USA kostet er nur 12,99 Dollar im Monat. Disney non-stop. Ziel: dreissig Millionen Abonnenten bis 2024. Willkommen bei der Schlacht um unsere Augen – und gegen unseren Schlaf – und gegen die Kinopaläste. Die Flachbildschirme werden immer gigantischer und günstiger. Fast jeder kann sich sein eigenes Heimkino leisten. Hollywoods Star-Dinos haben Minikinos im Keller, Quentin Tarantino sogar eines mit Zelluloid-Projektoren. Aber wie viele Filme oder Serien kann man gucken? Leo DiCaprio («Once Upon a Time in Hollywood») schaut am liebsten alte Schwarzweissklassiker, in denen man noch rauchen und trinken darf!

Das ist bei Disney verboten. Leider. Ein Filmboss meinte seufzend zu mir: «Alle haben Angst vor dem «House of Mouse!»»

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Interne Migration

Von Andreas Thiel

Genossenschafter: Ist das hier das Städtische Amt für Migration? Wir haben von Ihnen ein Kündigungsschreiben erhalten für unsere Wohnung.

Migrationsbeauftragte: Und jetzt möchten Sie um eine Erstreckung der Räumungsfrist ersuchen?

Genossenschafter: Nein, nein, Sie können uns gar nicht kündigen, weil es sich um eine Genossenschaftswohnung handelt. Die Wohnung gehört unserer Genossenschaft.

Migrationsbeauftragte: Nein, die Wohnung gehört der Stadt, weil sie der Genossenschaft das Bauland zur Verfügung gestellt und den Baukredit gewährt hat. Da die Genossenschaft nicht über das Kapital verfügt, um den Kredit zurückzuzahlen, und schon gar nicht, um den Boden zu kaufen, gehört die Siedlung faktisch der Stadt.

Genossenschafter: Aber diese Stadt gehört sozusagen der Allgemeinheit. Und Sie können uns nicht aus einer Wohnung werfen, die der Allgemeinheit gehört.

Migrationsbeauftragte: Ich werfe Sie nicht raus, aber die Allgemeinheit wirft Sie raus.

Genossenschafter: Wie soll das gehen? Es gab doch keine Abstimmung über die Auflösung von Baugenossenschaften.

Migrationsbeauftragte: Nein, aber es gab eine Abstimmung über die Beherbergung von Migranten. Und wenn die Stadt Migranten beherbergen will, kann sie diese ja nicht woanders beherbergen. Sie hingegen sind ungebunden, Sie können auch woanders wohnen. Die Menschen allerdings, die dort drüben wohnen, müssen in der Stadt untergebracht werden.

Genossenschafter: Das sind ja alles Nordafrikaner...

Migrationsbeauftragte: Rassist sind Sie also auch noch? Ich empfehle Ihnen, die Räumungsfrist einzuhalten. Ansonsten werde ich Ihre Nazi-Kommune polizeilich räumen lassen.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Freies Denken im Toggenburg

Journalisten aller Couleur beim «Teleblocher»-Jubiläum; Die Vereinigung Swiss Deluxe Hotels zeigt, was die Schweiz zu bieten hat. Von Hildegard Schwaninger

Im «Haus der Freiheit» am Wintersberg ob Ebnat-Kappel, das alt Nationalrat **Toni Brunner** betreibt, feierte man ein Jubiläum: die 627. Sendung von «Teleblocher», in der einmal die Woche alt Bundesrat Christoph Blocher dem Publizisten **Matthias Ackeret Red** und Antwort steht. Nimmt man die Medienpräsenz dieses Anlasses zum Gradmesser für Blochers nach wie vor grosse Popularität, dann kann jeder Politiker vor Neid erblasen. Journalisten aller Couleur hatten an diesem verregneten Abend den Weg ins Toggenburg gefunden.

Toni Brunner und sein Bruder **Andi Brunner**, der im «Haus der Freiheit» alias «Landgasthof Sonne» als Wirt amtiert, servierten der Corona der Schweizer Medienwelt Wein, Bier, Salat, Ghackets mit Hörnli: darunter **Eric Gujer**, Chefredaktor der NZZ, Radiomann **Roger Schawinski**, *Tagblatt der Stadt Zürich*-Chefredaktorin **Lucia M. Eppmann**, Kommunikationsmann **Peter Hartmeier**, **Beat Rechsteiner**, VR-Delegierter Lokalinfo AG und Schaffhauser Fernsehen, Verleger **Hanspeter Lebrument** – und sogar eine Redaktorin des Kommunistenblatts *Woz*. Im bunten Gemisch von Meinungsmachern und Hardcore-SVPLern sah man auch ein paar bekannte FDP-Gesichter: alt Nationalrat **Gerold Bühler** und **Claudia Ellenberger**, FDP-Kandidatin für den Nationalrat. Im «Haus der Freiheit» ist auch freies Denken erlaubt. So erwähnte Toni Brunner

nicht ohne Stolz, sogar **Cédric Wermuth** sei schon in seinem Gasthaus gewesen.

Vor zwölf Jahren hat Toni Brunner den «Landgasthof Sonne» vor dem Zugriff einer Sekte gerettet, damit das Lokal der Öffentlichkeit erhalten bleibe. Die Rechnung ging nicht nur im idealistischen Sinn, sondern auch ökonomisch auf: Wintersberg hat 150 Einwohner und acht Vereine, Toni Brunners Gasthof ist für alle das Vereinslokal. Christoph Blocher sagte an diesem Abend, dass Toni Brunner, der geniale Kommunikator, das Vollblut-Polit-Talent, im Nationalrat fehle; er habe die Hoffnung nicht aufgegeben, dass Brunner bei den nächsten Wahlen wieder antrete. Wer weiss – vielleicht sogar mit Blocher im Tandem. So jedenfalls sprach er in «Teleblocher».

Albi Matter, der Musikmanager (Country-Music-Festival), war auch da, er hat Blocher einmal in die Zunft Wiedikon ans Sechseläuten eingeladen. Nationalratskandidat **Dänu Wisler** blies das Alphorn, er ist Musiker, Schriftsteller, sieht aus, wie man sich einen typischen Linken vorstellt, gehört aber zur Toggenburger SVP. Sein neuestes Buch, «Die Weiberbüchse», lag zum Verkauf am Büchertisch auf.

Die Vereinigung Swiss Deluxe Hotels wurde vor 85 Jahren gegründet, um die Luxushotellerie der Schweiz – vor allem auf dem internationalen Markt – ins rechte Licht zu rücken. Swiss Deluxe Hotels umfasst vier



Fast verliebt

Selbstverwirklichung

Von Claudia Schumacher

Es liegt nicht an dir – schon mal gehört, diesen Satz? Ein grosser Klassiker, mit dem Beziehungen beendet werden. Quasi der freundliche PR-Satz unter den Liebeskündigungen. Obwohl er steinalt ist, findet

er bis heute Verwendung. Vorzugsweise neu gerahmt: «Ich weiss, es klingt blöd und abgenutzt, aber: Es liegt nicht an dir. Es liegt an mir.»

Einer der häufigsten Gründe für Trennungen ist ja, dass einer von zweien findet, er habe sich nicht mehr weiterentwickeln können in der Beziehung. Gerne wird auch geglaubt, die Liebe stehe der beruflichen Entfaltung im Weg. Partnerschaft als verengende, Chancen verbietende Einrichtung, als ewige Fussfessel: Wer so denkt, sollte sich dringend einmal mit Liz Taylor und ihrem Paarungsverhalten befassen.

Das Vollweib mit den Unheil versprechenden Katzenaugen hat nämlich schon früh eine Sache begriffen: Nicht der Beruf ist der Ort, an dem du dich selbst verwirklichst. Du kannst nur auf die Leinwand bringen, was du gelebt hast. Und der Ort, an dem du lebst, an dem du brennst und deine innersten Möglichkeiten



Multitalent: Gastgeber Toni Brunner.



Populär wie eh und je: Blocher (l.), Ackeret.



Frisch aus dem Garten: Jenny (M.), Rook (r.).

zig Hotels im ganzen Land. Heute wird auch der Schweizer Markt beworben. Präsident ist **Jan E. Brucker**, Chef des «Widder Hotels» in Zürich. Erstmals veranstaltete Swiss Deluxe Hotels eine viertägige Rundreise für Reise-Journalisten und -Blogger. Dabei wurde den rund dreissig Influencern vorgeführt, was die Schweiz zu bieten hat. Im «Castello del Sole» in Ascona (Direktionsehepaar: **Gabriela** und **Simon V. Jenny**), das zum Gastro-Reich von Unternehmer **Gratian Anda** («The Living Circle») gehört, ist – neben der hochklassigen Gastronomie – die Agrikultur beeindruckend. Äpfel, Tomaten, Auberginen, Kräuter wachsen im riesigen Garten des Hotels, Küchenchef **Matthias Rook** kocht fast ausschliesslich mit Produkten aus der eigenen Landwirtschaft.

Der «Quellenhof» in Bad Ragaz, Eldorado für Menschen, die sich eine Rehabilitation gönnen (wollen oder müssen), hat mit **Sven Wassmer** eine Trumpfkarte gezogen. Der bei **Andreas Caminada** ausgebildete Koch zeigt im «Memories» grosse, zukunftsorientierte Küche. Als «Weinbegleitung» lässt Wassmer – neben Alkohol – auch Fruchtsäfte servieren.

Den Bloggern, die von Familienreisen berichten sollen, wurde der «Kronenhof» in Pontresina vorgeführt, den Gourmet-Bloggern die Superköchin **Anne-Sophie Pic** vom «Beau-Rivage Palace» in Lausanne sowie das «Baur au Lac» in Zürich et cetera.

Zum Abschluss trafen sich die Influencer/-innen im «Widder Hotel»; im Turmstübli wurde das neue Programm «Foodsharing» vorgeführt. Der Gastro-Showdown war ein solcher Erfolg, dass er im März 2020 – mit Fokus auf die Winterhotels – wiederholt wird.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

auszuschöpfen lernst: Das ist immer und vor allem die Liebe.

Diese frühe Erkenntnis brachte der Taylor acht Ehen mit sieben Männern ein (zweimal der grosszügige Diamantengeber Richard Burton). «Ich liebe heiraten und alles, was damit zusammenhängt», sagte die Diva einmal. «Meine Mutter hat gesagt, dass ich meine Augen acht Tage nach meiner Geburt nicht geöffnet habe, aber als ich es tat, war das Erste, was ich sah, ein Verlobungsring. Ich war süchtig», so die Erklärung der Schauspielerin zu ihrer Heiratswut.

Entscheidend ist aber, dass Taylor ihre Ehen stets als Quelle der Inspiration nutzte. Ihre Männer waren immer auch Entwicklungshelfer, die etwas an sich hatten, das sie ankurbelte und zum Äussersten brachte. Wäre «Cleopatra» ein solcher Erfolg geworden, wenn zwischen ihr und Richard Burton nicht ein echtes Feuer gebrannt hätte? Es sind dieselben

zwei, denen wir die grandiose Verfilmung des Bühnenklassikers «Wer hat Angst vor Virginia Woolf?» verdanken. Der Film brachte Liz Taylor ihren zweiten Oscar ein. Es muss also nicht einmal eine gute Beziehung sein, wenn man sich selbstverwirklichen will. Man kann sich auch zanken wie Hund und Katz. Hassliebe ist oft wahn-sinnig produktiv.

Aber klar: Wir sind nicht alle Künstler. Harmonie finden die meisten von uns im Alltag eigentlich ganz schön. Und die wenigsten Männer haben das Geld und die Nerven, ihre Furie regelmässig mit Diamanten zu besänftigen. Trotzdem lohnt es sich vielleicht manchmal, dran zu denken, dass Liebe ein wunderbarer Entwicklungsmotor sein kann. Und dass eine starke Beziehung den Rahmen bietet, sich endlos neu zu erfinden.



Unten durch Archie!

Von **Linus Reichlin**

Letzte Woche wanderte ich in den Walliser Alpen auf einem vom Schweizer Alpen-Club als Route des Grades T5 («unbarmherzig!») eingestuften Bergpfad, ich sah mehrere Ziegen tot am Wegrand liegen, der steile Aufstieg hatte sie überfordert. Kurz vor Erreichen der Gipfelhütte kam mir von oben ein altes Ehepaar mit Rucksäcken entgegen, ich dachte: «Aha, offenbar kann man sich auch mit dem Helikopter auf die Gipfelalm bringen lassen und dann gemütlich runterlaufen, und weil man sich vor denen, die von unten ganz ohne Helikopter heraufkommen, nicht schämen will, hängt man sich einen teuren Rucksack der Trendfirma Croots um, in dem man aber nur gerade eine Packung Kukident transportiert – die wiegt nicht mehr als 200 Gramm, so viel kann der geriatrisch gehandicapte Mensch ohne Unterstützung einer serbischen Pflegekraft noch selbständig abwärts tragen.»

Das Greisen-Ehepaar blieb stehen und machte Smalltalk, sie fragten mich, wie lange ich bisher für den Aufstieg gebraucht habe. Ich sagte: «Ein bisschen länger als ein Hubschrauber.» Die beiden lachten, sie sagten, sie hätten es in drei Stunden geschafft, eine halbe Stunde weniger als beim ersten Mal vor einem Jahr. Jetzt lachte ich, ich sagte: «Jaja, man darf den Humor nie verlieren, gerade im Alter nicht.» Ich war bereit, zu akzeptieren, dass die beiden Gruftis vielleicht doch nicht mit dem Helikopter hochgefliegen waren, aber sogar ich hatte ja bis hierher schon fünf Stunden gebraucht! Die Frau sagte, im Alter dürfte man sich aber auch nicht zu viel zumuten, ob ich denn genügend trinke, das sei beim Aufstieg sehr wichtig, ältere Leute würden oft vergessen zu trinken. Der Mann sagte: «Sie müssen meine Frau entschuldigen, sie ist Ärztin, déformation professionnelle.»

Das schlug dem Fass den Boden aus! Ich sagte: «Sie meinten sicherlich: war Ärztin. Und mir geht es bestens, hingegen mache ich mir Sorgen, dass Sie vielleicht nicht vor Einbruch der Dunkelheit ins Tal gelangen, im Alter ist ja auch das Abwärtsgehen eine Strapaze für die künstlichen Gelenke. Wenn Sie möchten, rufe ich gern die Rettungsflugwacht an.» «Sind Sie

» Fortsetzung auf Seite 60

denn ganz allein unterwegs?», fragte mich die ehemalige Ärztin, die in ihrem Studium vermutlich noch gelernt hatte, Patienten mit dem Holzknüppel zu anästhesieren. «Ja, ganz allein», sagte ich, «aber ich bin froh, dass Sie beide zu zweit sind. So kann der eine, falls sich der andere einen Glasknochen bricht, Hilfe anfordern – Sie haben doch ein Mobiltelefon dabei?» «Jaja», sagte der Alte. «Und Sie wissen, wie man es bedient?», fragte ich. «Sie nicht?», fragte die Alte. Ich sagte: «Natürlich! Ich gehöre zur Handy-Generation!» Sie sagte: «Archie, vielleicht solltest du dem Herrn erklären, wie man mit dem iPhone einen Notruf absendet?»

Archie! Was war das denn für ein euphemistischer Name für einen Scheintoten! «Bei allem Respekt», sagte ich, «aber wir sollten jetzt wirklich aufhören, um den heissen Brei rumzureden. Ich bin 62! Das ist eine andere Hausnummer als Ihr Alter, verstehen Sie? Ich brauche keine Notruf-Funktion, aber bei Ihnen bin ich mir da nicht so sicher. Weil Sie nun mal eine ganze Stange älter sind!» «Ein Jahr, um genau zu sein», sagte Archie. Es stellte sich heraus, dass Luzi, so hiess seine Frau, sogar erst 61 war. Am Abend, als wir zu dritt in einer Raclette-Kneipe im Tal den Käse mit Weisswein *digestible* machten, gestanden die beiden mir, dass sie mich auf 75 geschätzt hatten. «Und du uns? Jetzt mal ehrlich», fragten sie. «80», log ich. Um meine neuen Freunde nicht zu verlieren, hatte ich zehn Jahre untertrieben.

«Ist schon merkwürdig», sagte Archie, «wenn ich Gleichaltrige kennenlerne, denke ich meistens, dass sie einer älteren Generation angehören.» Weil du ein alter Knacker bist, dachte ich.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Terre à terroir

Von Peter Rüedi

Alain Chabanon (Lesern dieser Rubrik kein Unbekannter), ursprünglich ein Quereinsteiger, der sich als Lehrerssohn zuerst auf die Rinderzucht werfen wollte, ist zu einer Kultfigur im Weinbau des Midi geworden. Nicht zu einem Machtfaktor, *bien entendu*, dafür produziert er auf den kargen Kalkböden der Gemeinden Montpeyroux (okzitanisch Mont Peirós, steiniger Berg), Lagamas, Saint-Saturnin und Saint-André nordwestlich von Montpellier am Fuss der Cevennen zu selbstbewusst ein Minderheitenprogramm: 17 Hektaren, 60 000 Flaschen, aufgeteilt auf zehn Cuvées, zwischen denen, mit vielleicht zwei Ausnahmen, keine rigorose Hierarchie auszumachen ist.

Chabanons Weine sind aus den Languedoc-Klassikern Syrah, Mourvèdre, Carignan und Grenache gebaut, dazu ein Quantum Merlot. Sie zeichnen sich allesamt dadurch aus, dass sie das Gegenteil dessen sind, was als Klischee von Midi-Weinen noch in unseren Köpfen spukt. Keine säurearme Fruchtwucht, keine konfitü-

rigen pampigen Banalitäten, keine exzessive Alkoholdominanz. Statt alldem die Umsetzung des kargen Bodens in eine fast asketische, aber lustvolle Strenge, Präzision, Raffinesse und Eleganz. *Terre à terroir*. Mit einer etwas strapazierten Pointe beziehungsweise Metapher gesagt: fast so etwas wie ein ins Languedoc verirrt burgundisches Weinideal.

Das ist, gemessen an der Schwierigkeit der Aufgabe im heissen, trockenen Ambiente, ein herkulisch anspruchsvolles, ungewöhnlich spannendes Unternehmen. Diese Spannung vibriert in allen Chabanon-Weinen, auch in den Basisversionen, dem Merle aux Alouettes oder dem Campredon. Sie ist nicht weniger in den oberen Registern auszumachen: beim L'Esprit de Font Caude, einer Assemblage aus Mourvèdre, Syrah und Grenache. Und bei Chabanons jüngster Kreation, einem reinen Mourvèdre mit dem Namen Saut de Côte (bei dem aus appellationsstechnischen Gründen noch ein minimaler Syrah-Anteil behauptet wird). Die Mourvèdre (in Spanien, wo sie herkommt, Monastrell), deren dicke Beeren sie eigentlich zu starker Extraktion und happigen Tanninen prädestinierten, wird unter Chabanons biodynamischer Mühewaltung und dank 18-monatigem Ausbau in Betoneiern zu einem frischen, hocheleganten Wein mit belebender Säure, nebst, natürlich, der in der Sorte angelegten dunklen Frucht (Brombeeren, schwarze Johannisbeeren). Jedenfalls ein klarer Gegenentwurf zu fast allem, was wir von der Sorte in Spanien oder im Bandol kennen (dem Epizentrum der Mourvèdre in Frankreich). Fast so etwas wie die alchemistische Verwandlung einer önologischen Vorgabe.

Mourvèdre Coteaux du Languedoc Alain Chabanon Saut de Côte 2015. 13 % Fr. 41.–. Peter Kuhn, Dielsdorf. www.peterkuhnweine.ch



Salz & Pfeffer

Süsse, Säure, Schärfe

Von David Schnapp

Kaum ein Koch in der Spitzengastronomie setzt Schärfe als Element der Spannungserzeugung ein. Zu den Ausnahmen gehört in der Schweiz der Thurgauer Chris-

tian Kuchler, der zum Start des Menüs gern eine mutig abgeschmeckte, thailändisch inspirierte Suppe auftischen lässt. Ein wahrer Meister der sublimierten Schärfe-Integration ist der Deutsche Tim Raue. Der 45-Jährige ist ohnehin ein phänomenaler Koch, weil er es schafft, auf vielen Hochzeiten zu tanzen, regelmässig im Fernsehen aufzutreten und dennoch ein Restaurant auf konstant hohem Niveau zu betreiben. Das geht vermutlich nur mit hervorragendem Personal und sehr guter Führung.

Kürzlich war ich für eine Nacht in Berlin, mit dem einzigen Ziel, Freunde im «Restaurant Tim Raue» beim ehemaligen Checkpoint Charlie zu treffen. Das Lokal ist jede Reise wert, ich habe noch nie ein Menü auf dem Niveau von zwei Michelin-Sternen und 19,5 Gault-Millau-Punkten gegessen, in dem Schärfe in panasiatisch inspirierten Gerichten so elegant in exakt ausbalancierte Geschmacksstrukturen integriert wurde. Wasabi sorgt beim «Zander Sangohachi» mit

Sake und grünem Rettich für einen feinen Kick – eines der besten Gerichte, die ich in diesem Jahr gegessen habe. Ingwer erweitert das Spektrum bei der Königskrabbe mit Kapstachelbeeren, Kalamansi, Karotten und Tomaten – eine wunderbare Kombination aus Meeressaromen und fruchtiger Fröhlichkeit.

Raues Gerichte folgen in der Regel dem Prinzip eines Dreiklangs aus Süsse, Säure und Schärfe, und es ist eine hohe Kunst, hier nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Erbsen, Apfel, Kokosnuss und grünes Curry ergänzen sich bei «Dim Sum Erbse» ebenso ideal wie Taube, Wassermelone und Jalapeño-Chili bei der «Hóng-Taube». Tim Raue schafft es so, ein unverwechselbares Aromenspektrum zu entwickeln.

Restaurant Tim Raue, Rudi-Dutschke-Strasse 26, Berlin. Tel. +49 30 2593 7930. Sonntags und montags geschlossen

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

Cayenne, emotional

Endlich wird aus dem grossen Porsche-SUV ein Auto für das Herz und die Sinne. *Von David Schnapp*

Porsche ist eine Automarke voller Geschichte, Geschichten, Emotionen und ebenso leidenschaftlichen Entwicklern wie Kunden. Selbst, dass die Marke längst die reine Lehre des Sportwagens verlassen hat und alltagstaugliche, formschöne Limousinen baut wie die Panamera-Reihe oder ein kompaktes SUV wie den Macan, der auf Basis eines Audi Q5 entwickelt wurde, konnte die grossen Gefühle für die Marke aus Stuttgart nicht entscheidend trüben.

Einzig das Gross-SUV Cayenne liess mich immer ziemlich unberührt. Natürlich ist das ein technisch ausgereiftes Auto mit viel Platz und Komfort – aber kein Fahrzeug mit Porsche-Seele. Aber jetzt ist endlich alles anders. Letzte Woche war ich in Slowenien, um das neue Cayenne-Coupé zu fahren. Der Trend zum SUV-Coupé ist nicht ganz neu, aber während BMW 2008 noch Spott und Häme für den X6 einstecken musste, ist diese Karosserieform mittlerweile gesellschaftlich breit akzeptiert.

Und als Coupé sieht auch der Porsche Cayenne auf einmal leidenschaftlich sportlich aus. Die A-Säule und die Frontscheibe neigen sich flacher nach hinten, die Dachlinie fällt elegant nach hinten ab und geht in ein formschönes Heck über. Damit die Passagiere auf den hinteren Plätzen genügend Kopffreiheit haben, sitzen sie ein paar Zentimeter tiefer. Nicht ganz schlüssig scheint mir hingegen die Überlegung, standardmässig ein riesiges Panorama-Schiebedach einzubauen – 2,16 m² gross sei es, teilt Porsche mit. Aber wenn das Ziel war, das Auto sportlicher aussehen und fahren zu lassen und den Schwerpunkt abzusenken, ist ein Glasdach nicht ideal. Es setzt den Schwerpunkt höher hinauf und unterminiert so die Dynamik.

Aber natürlich gibt es dagegen Abhilfe. Die Porsche-Strategen sind nicht nur Meister von Konstruktion und Emotion, sondern auch der kreativen Preislistengestaltung. Für 12 860 Franken Aufpreis gibt es ein Leichtbau-Sportpaket, das ein konturiertes Karbondach beinhaltet.

Ich fuhr den Cayenne Coupé Turbo durch die gepflegte Kulturlandschaft Sloweniens, durch enge Spitzkehren und weite Landstrassenbögen, vorbei an Mais- und Hopfenfeldern, durch Wälder und – aus Gründen der fotografischen Dokumentation (siehe Bild) – auch über Felder. Die Kurzfassung: Das Auto fährt sich schon fast phänomenal gut. Die Dreikammer-Luftfederung ist erstaunlich sportlich, die mitlenkende Hinterachse verkürzt den Wagen um einen gefühlten Meter, und das Fahrwerk mit seinen verschiedensten elektronischen Unterstützungssystemen wirkt insgesamt angenehm verbindlich und vertrauenerweckend. Selbst wenn die Kurve sich viel früher verengt als erwartet, kommt nie Unruhe auf. Dafür sorgt die hochentwickelte Porsche-Ingenieurskunst.

Aus dem komfortablen Nutzfahrzeug Porsche Cayenne ist mit dem Coupé ein zwar grosses, aber erfreulich sportlich abgestimmtes Auto mit Seele geworden.

Porsche Cayenne Coupé Turbo

Motor: V8 Bi-Turbo
Leistung: 550 PS/404 kW
Hubraum: 3996 ccm
Max. Drehmoment: 770 Nm bei 2000–4500 U/min
Höchstgeschwindigkeit: 286 km/h
Beschleunigung 0–100 km/h: 3,9 sec
Verbrauch (NEFZ): 11,4 l/100 km
Preis: Fr. 193 300.–

Stille Tage auf Sankt Helena

Hier lebt das älteste Landtier der Welt, hier verbrachte Napoleon seinen Lebensabend. Regiert wird Sankt Helena, dieses wundersame Paradies im Südatlantik, von Philip Rushbrook als Stellvertreter der britischen Königin. Bei Tee und Gebäck erzählt er von seiner grössten Sorge. *Von Klaus Zaugg*

Kein Netz. Das ist schon mal erfreulich. Später werden wir erfahren, dass auch das Privat-Handy des Gouverneurs nicht funktioniert. Die grossen internationalen Telekommunikationsfirmen beteiligen sich nicht am «Hosentelefon»-Business, das hier erst 2015 begonnen hat. Der Umsatz ist zu gering. Ich müsste eine SIM-Karte des lokalen Anbieters kaufen. Die ist mir viel zu teuer. Auch der Gouverneur verzichtet darauf. Er hat ja noch sein Diensthandy. Und das funktioniert.

Ich habe in den zwei Wochen auf Sankt Helena niemanden mit dem Handy am Ohr herumlaufen sehen. Das dürfte ein Grund sein, warum Ebbe und Flut des Alltags beschaulich dahinplätschern. Es

ist wohl so, wie es bei uns vor der Erfindung des Kapitalismus, des Telefons und des Automobils war. Hier gibt es keinen Stress, keine Eile, keine Hektik. Die Menschen sind freundlich. Alle grüssen, und kommt uns ein Auto entgegen, hebt der Fahrer die Hand zum Grusse.

Jeder hat Zeit. Spazieren wir durch Jamestown, so lassen sich die Menschen noch so gerne in ein Gespräch verwickeln, fragen mit freundlicher Neugier nach dem Befinden und erzählen gleich eine Geschichte aus ihrem Alltag. Die digitale Welt ist hier sowieso noch nicht recht angekommen. Es gibt nach wie vor nur einen teuren, langsamen, über einen Satelliten laufenden Internetzugang. Das schnelle Internet kommt mit dem Tiefseekabel frühestens 2022.

Wie Trump ohne Twitter

Wahrscheinlich ranken sich nur um wenige Plätze der Erde so viele Vorurteile wie um Sankt Helena. Hier verbrachte Napoleon Bonaparte die letzten Jahre seines Lebens in der Verbannung (1815 bis 1821). Die Insel ist ungefähr so gross wie der Kanton Appenzell Innerrhoden und liegt über 2000 Kilometer entfernt von der Küste Afrikas. In unserem Kopfkino erscheint das Bild einer sturmumtosten, öden, tristen Insel. Doch Sankt Helena ist weder sturmumtost noch öde oder trist. Und Longwood House, wo der grosse Korse seinen Lebensabend verbrachte, war das Sommerhaus eines reichen Geschäftsmannes, wunderbar gelegen auf der Hochebene.

Weit geht der Blick über die grünen Hügel und hinaus aufs Meer. Wenn es dem ehemaligen Kaiser (und seiner Entourage) hier nicht ge-

fallen hat, dann wohl, weil er sich unendlich langweilte. Immerhin war er zeitweise der mächtigste Mann auf Erden gewesen, und es muss etwa so gewesen sein, wie wenn Donald Trump hierher verfrachtet würde – ohne Zugang zu seinem Twitter-Account.



Gouverneur Rushbrook.

Um der historischen Wahrheit willen sei also gesagt: Napoleon hat seinen Lebensabend in einem Ferienhaus auf einer Insel verbracht, die eigentlich eine Ferieninsel ist. Eine Ferieninsel ohne Badestrand zwar, aber mit einer Badi in Jamestown, die einst ein Trainingsbecken für Soldaten war. Der Bademeister ist Gitarrist der lokalen Country- und Rockband. Und hat nicht Thomas Cavendish, der erste Engländer, der die Insel er-

reichte, Sankt Helena spontan eine «paradiesische Insel» genannt? Das Wetter ist auch jetzt, im tiefen südatlantischen Winter, angenehm mild, so um die zwanzig Grad. Schönes Spätsommerklima mit hin und wieder auffrischender Brise. Was beim Rundgang durch die Räume der Residenz Napoleons (fotografieren leider verboten) auffällt: Sein Bett mahnt an ein Kinderbett, die ausgestellten Kleider, Mäntel und Uniformen an Kostüme für ein Kindertheater. Er muss offensichtlich noch kleiner gewesen sein, als es oft heisst.

YB-Meisterbuch mit Widmung

Die höchste Autorität auf Sankt Helena ist seit Mai dieses Jahres Seine Exzellenz Philip Rush-

brook. Als Gouverneur ist er hier der Stellvertreter der Königin. Sein Dienstwagen – ein Jaguar – ist das schönste Automobil auf der Insel. Gerne ist er bereit, uns nicht unten im Büro in Jamestown, sondern oben auf seinem Amtssitz (dem «Plantation House» mit 38 Zimmern) zu empfangen. Schliesslich verirrt sich kaum je ein Chronist mit Freundin in sein kleines Reich. Als Fussballkenner freut er sich sehr über das YB-Meisterbuch, das wir ihm mit Widmung als Präsent mitgebracht haben. Tee (*of course*) und köstliches Gebäck wird aufgeföhren. Der freundliche Gentleman ist ein wunderbarer Erzähler. Er lässt uns tief eintauchen in die Bräuche und Historie «seiner» wundersamen Insel.

Erst einmal räumt er mit einer «Medienlüge» auf. Die Geschichte über den im Oktober 2017 eröffneten Flughafen als eine 150 Millionen Pfund teure, kaum brauchbare Fehlinvestition sei eine Sensationsstory der britischen Boulevardpresse, die sich im Internet über den ganzen Globus verbreitet habe und nicht mehr aus der Welt zu schaffen sei. Natürlich könne nur auf Sicht geflogen werden, die Piloten müssten gut ausgebildet sein, und die Grösse der Maschinen sei eingeschränkt. Aber es sei keineswegs so, dass es wegen der Seitenwinde kaum möglich sei, sicher zu landen.

Der Grund, warum es nur eine samstägliche Verbindung nach Johannesburg gibt, ist also ganz offensichtlich nicht Wind noch Wetter. «Wir haben einfach noch keine Fluggesellschaft dazu bringen können, unsere Insel öfter anzufliegen, obwohl wir bereit sind, ein allfäl-



Nur der Badestrand fehlt: Longwood House, wo Napoleon in der Verbannung lebte.



Bloss ein einziger Internetzugang: Sankt Helenas Hauptstadt Jamestown.

liges Defizit des Flugbetriebes zu übernehmen.» So kommt es, dass jährlich nicht die erhofften 30 000 Besucher einfliegen, sondern bloss ein paar hundert. Immerhin ist Sankt Helena der restlichen Welt nun ein klein wenig näher gerückt. Die Reise dauert nicht mehr fünfeinhalb Tage mit dem Schiff von Kapstadt. Von Johannesburg aus sind es mit Zwischenlandung in Walvis Bay an der namibischen Küste noch gut sechs Stunden.

Einziger Mordfall

Etwas mehr als 4000 Menschen leben auf Sankt Helena, fast die Hälfte davon in der dörflichen Hauptstadtregion Jamestown / Half Tree Hollow. Hier gab es nie Eingeborene. Die Insel ist erst im 16. Jahrhundert von den Portugiesen besiedelt worden. Später kamen die Briten. Die meisten Einwohner dürften jedoch Nachfahren befreiter Sklaven und chinesischer Wanderarbeiter sein. Die Royal Navy brachte nach dem Verbot der Sklaverei Sklavenschiffe im Südatlantik auf und beförderte die befreiten Sklaven nach Sankt Helena. Der häufigste Vorname auf der Insel sei, so wird uns erzählt, weder Henry noch George, sondern Yon. Natürlich gibt es unter diesem wunderbaren, freundli-



Napoleon auf St. Helena.

chen Völkergemisch auch das Böse. Im Gefängnis, gleich an der Kirche angebaut (die Insassen dürften in ihren Zellen die frommen Gesänge hören), sitzt ein gutes Dutzend Straftäter ein. Der Gouverneur erzählt, einer sei gar ein zu einer lebenslänglichen Strafe verurteilter Mörder – der einzige *murder case* hier seit Menschengedenken. Der Delinquent hätte das Recht, seine Strafe in einer modernen Besserungsanstalt im Mutterland abzusitzen. Er wolle aber lieber hierbleiben. Ich kann es verstehen. Jedes Mal, wenn wir hinter dem Gefängnis zu unserer Unterkunft gehen, dringt Musik durch die Mauern.

Pro Woche muss die Polizei zwei- oder dreimal irgendwo einschreiten, meistens bei Handgreiflichkeiten unter Alkoholeinfluss.

Radarkontrollen braucht es keine. Die Strassen sind so eng, dass auf der ganzen Insel nur auf insgesamt etwa einem Kilometer höher als in den dritten Gang geschaltet werden kann. Freitags und samstags steppt der Bär im lokalen Pub, und weithin schallen Country-Songs. Das ist die beliebteste Musik hier. Sonst ist es so friedlich, dass die Katzen ganz zutraulich sind. Nach einer Woche kennen wir in Jamestown bereits die meisten und wissen, zu welchem Haus

sie gehören. Und dass nur die Hauskatze aus einem der vier Restaurants Flöhe hat. Wahrlich, die letzte stressfreie Oase der Menschheit.

Legende von den springenden Fischen

Sankt Helena ist die zweitälteste britische Kolonie (heute: *British Overseas Territories*). Noch so gerne wäre das Mutterland bereit, die Insel in die Unabhängigkeit zu entlassen, aber es kommt nicht einmal ein Referendum zustande. Die Zugehörigkeit zu Grossbritannien bringt einfach zu viele Vorteile. Die medizinische Versorgung ist hervorragend. Ärzte aus aller Welt kommen für ein paar Jahre nach Jamestown. Im lokalen Krankenhaus werden auch neue Hüftgelenke eingesetzt, und für Notfälle gibt es eine medizinische Luftbrücke in eine Privatklinik zur südafrikanischen Hauptstadt Pretoria.

Das öffentliche Schulsystem ist exzellent. Jedes Jahr schaffen es im Schnitt vier Studenten an eine Universität in Grossbritannien. Die Kosten übernimmt die öffentliche Kasse von Sankt Helena. Der Gouverneur kann über ein Budget von rund fünfzig Millionen Pfund gebieten; 60 Prozent davon kommen aus London. Die lokale Wirtschaft ist fragil. Sie funktioniert nur, weil der staatliche Sektor mit rund 900 Arbeitsplätzen 60 Prozent der Gesamtökonomie ausmacht. Gerne würde der Gouverneur dazu beitragen, dass der öffentliche Sektor

weniger als die Hälfte betragen und der private Sektor wachsen würde. «Aber das wird wohl nur durch eine langsame Entwicklung möglich sein.» Evolution, nicht Revolution.

Das grösste Entwicklungspotenzial hat der Tourismus. «Wir versuchen, die Reiseveranstalter zu motivieren, bei Touren nach Namibia oder Südafrika eine Anschlusswoche auf Sankt Helena anzubieten.» Die Insel wäre eigentlich perfekt für nachhaltige touristische Nischenangebote. Weil es hier nie eine nennenswerte kommerzielle Fischerei gegeben hat (auf der ganzen Insel hat es nur zehn Fischerboote), ist das Meer so fischreich, dass die Legende geht, die Fische würden den Sportfischern ins Boot springen. Und die Tauchgründe rund um die Insel sollen zu den besten der Welt gehören.

Wer lieber auf dem Festland bleibt, findet ein Netz von 21 sehr gut ausgebauten Wanderwegen («Post Box Walks»), die bis auf über 800 Meter aufsteigen. Wer den Kick sucht, kann in Jamestown die Jakobsleiter hochsteigen. Mit 699 Stufen sind auf einer Länge von 300 Metern 200 Meter Höhendifferenz zu überwinden. Erst nach einer Woche Training schaffe ich es, ohne Verschnaufpause durchzusteigen. Ein Mont Ventoux für Fussgänger.

Das Innere der Insel ist grün, hügelig und von Krähen durchzogen wie das Napfgebiet. Und als ganz besondere Attraktion gibt es den angeblich teuersten und besten Kaffee der Welt.



Jeden Sonntag kommt der Tierarzt: Jonathan, 188.

Für die hier geernteten Kaffeebohnen werden in London bei Harrods hundert Pfund für hundert Gramm bezahlt. Es gibt nur eine einzige kleine Plantage. Der Besitzer verkauft den Kaffee auf der Insel im Souvenirshop für einen Fünftel dieses Betrags, und er serviert ihn in seinem Kaffeehaus für knapp drei Franken die Tasse.

Paradeuniform entstauben

Das Regieren ist für den Stellvertreter der Königin nicht so einfach. Sein Pflichtenheft umfasse nicht weniger als 67 Seiten. Nein, gelesen habe er noch nicht alle. Ein zwölfköpfiges, vom Volk gewähltes Kollegium verwaltet die Insel und kann selbständig über die alltäglichen administrativen Abläufe befinden. Aber jeder Entscheid

muss vom Gouverneur abgesegnet werden. Ihm obliegt es, darauf zu achten, dass alle Gesetze und Verordnungen mit der britischen Verfassung vereinbar sind. Die internationale Politik spielt in den Alltag hinein. Zwar gehört Sankt Helena – wie alle britischen Aussenterritorien mit Ausnahme von Gibraltar – nicht zur EU, und das Brexit-Theater ist den Menschen herzlich egal. Aber die Franzosen haben 1858 den Briten für 7100 Pfund Longwood House samt Umgebung und ein paar napoleonische Erinnerungsorte abgekauft, insgesamt vierzehn Hektaren.

Beim Longwood House wird täglich die französische Flagge hochgezogen. Dafür zuständig ist der französische Konsul von Kapstadt, und der lässt sich hier auf der Insel von einem Honorarkonsul vertreten: Seit einer gefühlten Ewigkeit (seit 1987) übt Michel Dancoisne-Martineau das Amt aus und begegnet dem britischen Gouverneur auf Augenhöhe. Darauf ist Rücksicht zu nehmen. Seufzend denkt der Stellvertreter der britischen Krone an die anstehenden Feierlichkeiten rund um den 200. Todestag Napoleons am 5. Mai 2021, die noch in seine vierjährige Amtszeit fallen werden. «Bereits haben sich mehrere Kreuzfahrtschiffe angemeldet.»

Nach wie vor hat der Gouverneur das Recht, die prächtige weisse Paradeuniform zu tragen. Allerdings strich die britische Regierung kürz-

Schweizerzeit

Bürgerlich-konservatives Magazin für Unabhängigkeit, Föderalismus und Freiheit

«Ja zur Schweiz»



**Seit 40 Jahren
konsequent gegen
jede EU-Einbindung
der Schweiz**

Ja, ich profitiere vom Jubiläums-Angebot

Fr. 70.– statt 140.– bis Ende 2020

Name: _____

Vorname: _____

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort: _____

Tel.: _____

E-Mail: _____

Wenn Sie uns die Mail-Adresse mitteilen, erhält der/die Empfänger/-in automatisch allwöchentlich den Freitagskommentar «Brisant».

Talon einsenden an: Schweizerzeit, Postfach 54, 8416 Flaach;
per Mail an: info@schweizerzeit.ch oder telefonisch: 052 301 31 00

lich den finanziellen Zuschuss für das Schneidern des Ehrengewandes. Selbst wenn die Uniform bezahlt würde, der Gouverneur, würdig-bescheiden wie er ist, würde sie nicht tragen. Was aber, wenn bei den Empfängen, Feiern und Paraden rund um die napoleonischen Festivitäten erwartet wird, dass der Inhaber der britischen Staatsgewalt in Uniform auftritt? «Ach, dann werde ich wohl die alte Uniform in unserem Museum entstauben lassen...»

Besuch bei Jonathan

Wie wird man eigentlich Gouverneur von Sankt Helena? Philip Rushbrook hat sein Berufsleben dem Dienst seiner Majestät in der britischen Staatsadministration gewidmet. Er mag spezielle Orte und diene unter anderem auch in Hongkong. «Die Gouverneursstellen werden intern ausgeschrieben. Ich habe mich einfach beworben.» Das Wohl der Insel liegt ihm sehr am Herzen. Wer ein Anliegen hat, bekommt eine Audienz und kann sein Herz ausschütten. Und eine Sorge beschäftigt ihn täglich.

Im Garten seines Amtssitzes lebt Jonathan. Jonathan ist eine Schildkröte und 188 Jahre alt – mit ziemlicher Sicherheit das älteste Landlebewesen auf Erden. Jedem Gouverneur wird vor dem Amtsantritt eindringlich ans Herz gelegt, ja dafür Sorge zu tragen, dass das berühmte, hochbetagte Tier nicht das Zeitliche segne. «Sollte das in meiner Amtszeit passieren, dann würde man sich für immer an mich nur als den Gouverneur erinnern, in dessen Amtszeit Jonathan verstorben ist...»

Jeden Sonntag kommt der Tierarzt, achtet darauf, dass Jonathan die richtige Diät bekommt und untersucht ihn. «Wenn er mir dann sagt, Jonathan sei okay, fällt mir ein Stein vom Herzen.» Und so freut er sich sehr über meine Abschiedsworte («God save the Queen and Jonathan») und ergänzt, ganz treuer Diener seiner Majestät: «Danke, ja, genau in dieser Reihenfolge...»

Mindestens zwei Tage unterwegs

Jeden Samstag fliegt die südafrikanische Regionalfluggesellschaft Airlink mit maximal 87 Passagieren von Johannesburg nach Jamestown und wieder zurück. Der Hinflug dauert wegen des Tankstopps im namibischen Walvis Bay (es braucht genug Sprit, um im Notfall zum afrikanischen Festland zurückzufiegen) rund sechs Stunden, der Nonstop-Rückflug etwas mehr als vier. Eine Reise aus der Schweiz führt von Zürich über Johannesburg und dauert mindestens zwei Tage. Administrativ gehören zu Sankt Helena auch Ascension (1200 Kilometer nördlich) und Tristan da Cunha (1300 Kilometer südlich). (red)

Sportwagen

Fauch-Verwandtschaften

Mit dem F8 Tributo zollt Ferrari seinem legendären V8-Biturbo-Motor den verdienten Respekt. Doch ganz ohne Zugeständnisse an den grünen Zeitgeist geht es nicht.



Brachiale, alltagstaugliche Sportlichkeit: Ferrari F8 Tributo in der Emilia-Romagna.

Wenn man mit einem Ferrari über das hügelige Bologneser Umland jagt, dann geschieht das mit leuchtenden Augen, nicht nur beim Fahrer, sondern vor allem auch beim Publikum: Vom *Bambino* bis zur *nonna* freuen sich alle Italiener, wenn sie einem solchen Monument autochthoner Ingenieurskunst begegnen.

Kein Schimpfen, kein Lichthupen, keine obszönen Gesten: Über das von Natur aus Halsbrecherische – ist der Mensch dafür gemacht, in 2,9 Sekunden von 0 auf 100 beschleunigt zu werden? – wird hier, im Ferrari-Land, kein Aufheben gemacht. Im Gegenteil. Die meisten anderen Autos ziehen sich instinktiv nach rechts zurück, sobald er im Rückspiegel auftaucht.

Freizügige Blicke auf das Triebwerk

Er, das ist in diesem Fall der neue F8 Tributo. Vom Konzept her handelt es sich um eine auf dem 488 GTB aufgebaute Hommage an den preisgekrönten V8-Biturbo-Motor F154, der 2014 im California T seine Jungfernfahrt erlebte. Als Herzstück des F8 Tributo hat dieses Triebwerk den ganz grossen Auftritt bekommen. Die transparente Motorhaube am Heck eröffnet Schaulustigen einen freizügigen Blick darauf.

Im Rücken des Fahrers verrichtet der motorisierte Gegenwert von 720 Rennpferden sein Werk – 720-mal «Forza Italia!». Steigungen oder Kurven macht der F8 Tributo fast ungeschehen. Dieses Auto ist die Benzin gewordene Kürzestverbindung zwischen zwei Punkten. Als

Dauerkampf mit dem Raum-Zeit-Kontinuum haftet dem Fahrerlebnis etwas rauschhaft Surreales an.

Gegenüber dem 488 GTB ist es gelungen, den Wundermotor nochmals 50 Extrapferdestärken zu entlocken. Optisch kann und will der F8 Tributo seine Verwandtschaft mit dem 488 GTB nicht verleugnen. Die, neben dem museal ausgestellten Motor, auffälligsten optischen Neuerungen sind die L-förmigen Frontleuchten und ein Lufteinlass, der die Luft unter der Stossstange einsaugt und sie beschleunigt über die Motorhaube wieder abgibt. Durch diese und weitere aerodynamische Anpassungen soll die Bodenhaftung nach Herstellerangaben um 15 Prozent verbessert worden sein.

Tatsächlich klebt der F8 Tributo auf dem Asphalt wie auf Schienen, während sich Gas- und Bremspedal einen Schlagabtausch liefern. Jede Regung des Fahrers wird mit atemberaubender Direktheit auf die Reifen gelenkt. Trotz brachialer Sportlichkeit ist dieser Ferrari das bisher alltagstauglichste Modell aus Maranello. Innenraum und – für die, die wollen – Federung sind überraschend komfortabel geraten.

Beim Sound muss der Purist Abstriche machen. Emissions- und Importvorschriften fordern ihren Tribut. Im oberen Drehzahlbereich vermisst man das typische Ferrari-Kreischen. Was indes durch die Fahrleistungen mehr als wettgemacht wird. Der italienische Hengst – er lässt sich vom Zeitgeist nicht zähmen.

Florian Schwab



Tamaras Welt

Von Würmern und SBB-Tafeln

**Darf man seinem Chef widersprechen? Ja, unbedingt!
Wer Ausländern die Schuld gibt, weil eine Anzeigetafel nicht funktioniert, darf sich über Kritik nicht wundern. Von Tamara Wernli**

Neulich las ich einen Tweet, der meine Nackenhaare aus dem Tiefschlaf riss. «Auch die Anzeigetafeln in den SBB-Wagen funktionieren nicht mehr. Missmanagement und migrationsbedingte Überlastung richten unsere einst ruhmreichen Bundesbahnen zugrunde.» Mein Chefredaktor Roger Köppel schrieb den Kommentar, dazu postete er ein Foto eines leeren Displays in einem Zug.

Es ist nicht so, dass ich jetzt plötzlich einen Frömmigkeitsanfall habe. Aber wenn man als «Männerversteherin» (NZZ) einen Mann so überhaupt nicht versteht, dann tut man eben, was man in so einer Situation tun muss: «Lieber Roger, du liegst falsch», schrieb ich ihm, «was möchtest du denn mit dem Tweet bezwecken», und kündigte ihm diese Kolumne an. Er war sofort einverstanden (coolster Chef der Welt).

Wer Roger kennt, weiss, dass er über keinen Menschen abschätzig denkt. Auch liegt er mit seinem Anliegen nicht komplett daneben. Die Bevölkerung wächst, die Bevölkerungsdichte belastet Umwelt und Infrastruktur, und dass die SBB sich schwertun, die Massen zu bewältigen, ist kein Geheimnis. Überfüllte Züge plus tägliche Verspätungen gleich Missmanagement. Etwa vier Millionen Leute in der Schweiz pendeln zur Arbeit, über die Hälfte nimmt das Auto, etwa 41 Prozent den Zug.

Vielleicht hat er seine Bedenken ja missverständlich formuliert. Aber ich lese, dass er überfüllte Züge den Migranten anlastet, und das ist, diplomatisch formuliert, Quatsch. Was kommt als Nächstes? Werden sie noch für die Sommergrippe verantwortlich gemacht? Das Sinken der Novartis-Aktie? Ausserdem, von den zugfahrenden Menschen dürften Schweizer ohne Migrationshintergrund bei weitem die grösste Gruppe stellen – Anzeigetafeln zerstören, Sitze besetzen, die sollten sich was schämen.

Etwa 37 Prozent der hier lebenden Erwachsenen haben einen Migrationshintergrund. Für ein Land mit zirka 8,4 Millionen Einwohnern kann man das als hoch bewerten. Man kann die Nachteile der Zuwanderung diskutieren; solche Debatten sind nicht diskriminierend, wie Linke, um den Diskurs über bestimmte Themen abzuwürgen, gerne behaupten. Debatten wägen Pro und Kontra ab, helfen einer Gesellschaft, sich weiterzuentwickeln. Sie stossen neue Ideen an, die mit Gegenargumenten widerlegt werden können.

Indem man aber Leute mit ausländischen Wurzeln pauschal verantwortlich macht für Probleme, für die sie ja nichts können, trägt man zu einem konstruktiven Diskurs nicht übermässig viel bei. Im Gegenteil, anstatt die Menschen, die hier in der Mehrheit dasselbe tun wie der Rest von uns, nämlich arbeiten und Steuern zahlen, mit einzubeziehen, stösst man sie vor den Kopf. Was müssen sie denn tun, um «richtig» dazuzugehören? Hätten sie vielleicht beim Rütli Schwur dabei sein sollen?

Lieber Roger, wäre eine Kommunikation, mit der man alle Menschen erreicht und einbindet, nicht sinnvoller? Dazu eine kleine Anekdote: Im Vorfeld der Abstimmung zur Ausschaffungsinitiative sass ich im Restaurant, am Nebentisch eine Gruppe junger Secundos. Zu meiner Überraschung sprachen sie sich alle leidenschaftlich für die Initiative aus. Kriminelle Ausländer hätten hier nichts verloren, würden nur ein schlechtes Licht auf sie alle werfen. Es zeigt doch: Die Leute, die da sind, wollen eine friedliche, attraktive Schweiz.

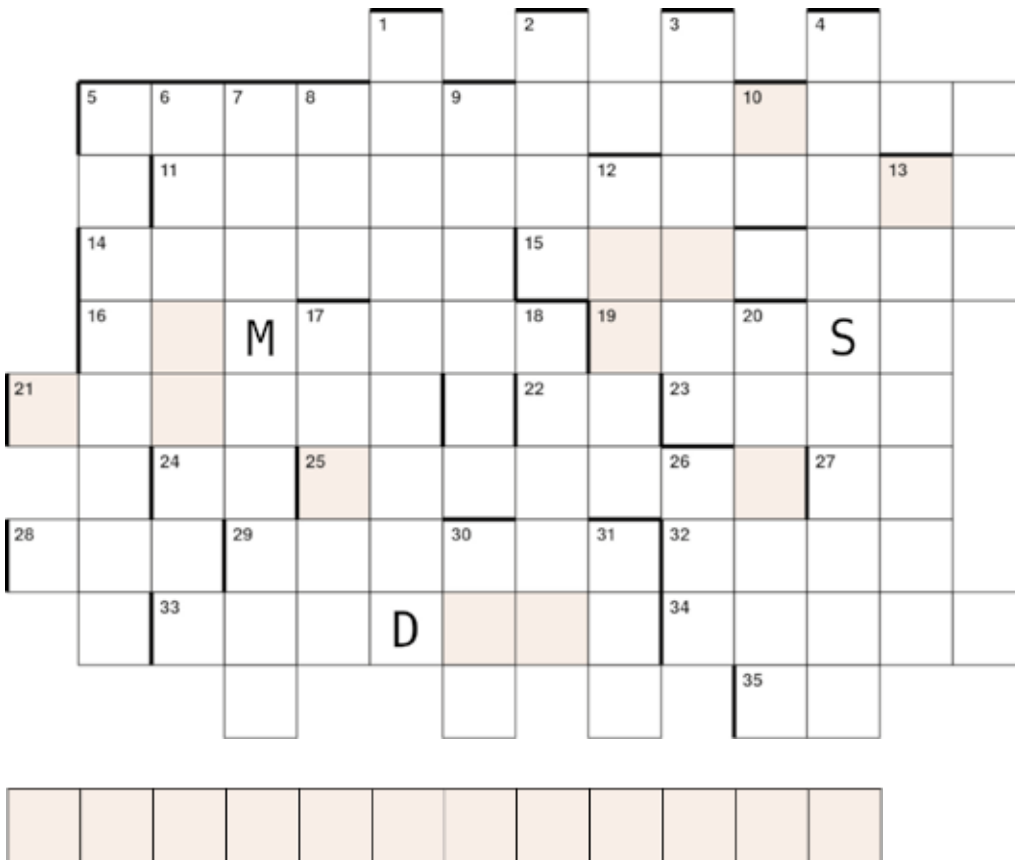
Die SVP ist wichtig für das Land. Genauso wie die Grünen. So wie es die Grünen braucht – wenn sie sich nicht für die Umwelt einsetzen, wer tut's dann? –, braucht es die SVP. Sie ist die

Partei, die unliebsame Themen anspricht, mit denen andere sich nicht die Finger schmutzig machen und zu denen sie aus Angst vor Kritik keine unpopulären Positionen einnehmen wollen – obwohl viele über die Diskussion insgeheim nicht unfroh sind; Obergrenze für Zuwanderung, Unterscheidung zwischen Flüchtlingen und Wirtschaftsmigranten, Ausländerkriminalität.

Nur, so einfach es ist, Probleme auszusitzen, so einfach ist es, für Probleme rasch einen Schuldigen zu finden. Und so sind sich SVP und Linke/Grüne gar nicht so unähnlich – wie im Übrigen auch ihre Kommunikation zeigt, ein Repertoire an Angst- und Endzeitrhetorik: «Ihr müsst Angst verspüren», «Panik ist angebracht», «Es war längst 5 vor 12», «Wir müssen radikal sein», «Klima-Notstand», «In 12 Jahren kommt der Untergang» versus «Abendland im Untergang», «Schweizer, erwacht!», «Wir brauchen weniger Zuwanderung!», «Vom Linksfreisinn durchseucht», «Klimakommunisten», «Staatszerstörer». Unter diesen vortrefflich kultivierten politischen Stil fällt auch das SVP-Wurmplakat. Gerade in einer Zeit, da die Aufspaltung in politische Lager auf der ganzen Welt immer heftiger wird und von Politikern nüchterne Gelassenheit gefragt wäre, verschärfen beide Gruppen ihren Ton.

Natürlich soll man authentisch bleiben, sich auch nicht jenem Teil der Gesellschaft beugen, der von Übersensibilität, Dauerempörung und Gesinnungsmoral in Besitz genommen ist. Leute, deren Kopf sich wegen unterschiedlicher Weltanschauungen dreht wie eine Waschmaschine im Schleudergang, sind die Letzten, die zu Problemlösungen auf dem Planeten beitragen. Aber es scheint mir nicht die dümmste Idee, wenn Politiker und Meinungsmacher ihre Worte und Bildsprache so aussuchen, dass sie damit das extreme, unnachgiebige Denken einiger Menschen nicht noch verstärken, sondern dem Radikalen entgegenwirken.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Wird von Gynäkologen verrichtet.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Schwanzhaarverlust beim Pferde oder allzu wilde Fete. **11** Büsi mit Myostatinmangel, folgt ungewohnter Anstrengung. **14** Paradies mit Anbau, das im Amiland gerne mal mit Switserland verwechselt wird. **15** Das saure Ei involviert schlecht kaschiert die Sudelei. **16** Zusammengebrösmelter Helvetismus für stümperhaftes Gebrösmel. **19** Bei bei (ungewöhnlich) beiläufig und ausserdem noch ausserdem. **21** Fehlen dem Pullunder zum Pullover und dem Kanal zur Meerenge. **22** Verläuft von Westen nach Osten im Norden unseres südlichen Nachbarlands. **23** Euroatlantischer Pakt, in Initialwort verpackt. **24** Spezifischere Kurzvariante solcher wie GC und YB. **25** Masseur; deren Verlust führt bei Artisten dank Netz bloss zu Frust. **27** Mit 35 Waagrecht identisch. **28** Wer bei lake das versteht, sieht hierbei sehen. **29** Tschanz im Dürrenmatt-Klassiker oder der Spielleiter beim Buchstabenraten. **32** $3a+2b=17$, $5a+b=12$, $a+b=?$ **33** Gute Anlage kann sie, inklusive Geweihabwerfer, abwerfen. **34** Goes round and round, on the bus oder anderswo. **35** Siehe 27 Waagrecht.

Senkrecht — **1** Der Schuftnation ähnliches Kulturgebiet. **2** Pointless, werden diese Weisen nach Athen getragen. **3** Schnurrliis mittig wehklagende Alternativsignalisierung. **4** Verbleibt in Ausgangsposition und beschreibt seit 2010 ausserdem Raucher. **5** Tut die Kerze bei Sauerstoffentzug, das Ketchup nach dem Pommegelage oder der Partylöwe am Samstagabend. **6** Kettenlaufregler oder Kegler. **7** Von Minibiene generiertes, ironischerweise hohes Additionsprodukt. **8** Moderne HDD, die Disk ohne Disk. **9** Mit kleinem Kniff wird Kindeskind zu diesem Griff. **10** Auch ein kurzer misst zwölf Zoll. **12** Einheitliche Vor- oder mehrstimmige Wiedergabe, wird ausgebaut auch auf dem Piratenschiff verbaut. **13** Eierbecher bei der künstlichen Befruchtung oder was bei der Kuchenschlacht als Gegenschlag geflogen kommt. **17** Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, sondern dies machte ihn dazu. **18** Oft besser als nie und lässt sich hier zudem zur Paste verarbeiten. **20** Kleinere Stromversorger, Wasserkraft pur! **26** Sagt einer wie Poes «nevermore»-Sager gewöhnlicherweise. **30** Bausatz fehlt nicht viel am Wort zum Hort mit Kripfenplatz. **31** Jagt als Echse «Jurassic Park»-Besucher oder als Hund Verbrecher.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 633



Waagrecht — **5** ABSATZVERLUST **10** PLEONASTISCH **15** (Berg- oder Ponti)FEX **16** IUILLET: franz. Juli **18** GIL(BEN) **19** NIL(pferd) **20** IUNG(e) **21** HEFETEIG **25** CIDRE **26** BRB steht für «Be Right Back» (Netzjargon) **27** SOL: franz. Boden (und auch Note G) **28** HOI: span. heute **29** KIB **30** HIE(nach) und «hie und da» **31** E(ERIE): engl. unheimlich (Eriese) **32** ENGEL: Anagramm von «Legen» **33** EINWANDFREI

Senkrecht — **1** NAPFGEBIET **2** (LA)(OS): span. sie und euch **3** TRILLION **4** (Lo & Le) DUC: franz. Herzog **6** BLEIFREI wird Bleistift zum Stift. **7** SEXLEBEN **8** ZAUN(gast) **9** ETLICHE: Anagramm von «Leichte» **11** Sag niemals NIE (James Bond) **12** SINGLE **13** (SEIDIG)ER **14** HINEILEN **17** TURKEI: engl. Truthahn und Türkei **22** TREWS aus «true» und «news» **23** ESRA: von hinten arse = engl. Arsch **24** IOINT

Lösungswort — **ZELLTEILUNG**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



ROLEX

CELLINI MOONPHASE

Die Cellini Moonphase besitzt mit ihrem patentierten Mondphasenmodul eine der prestigeträchtigen Komplikationen in der Uhrmacherkunst und wird ihre astronomische Genauigkeit für die nächsten 122 Jahre beibehalten. Dies ist eine Geschichte von anhaltender Exzellenz. Eine Geschichte aus der Welt von Rolex.

#Perpetual



CELLINI MOONPHASE

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com